

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der brandenburgischen Dorfkirchen,

die wärmere Jahreszeit hat wieder begonnen und bietet Gelegenheit zu Fahrten und Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Neben einer großen Anzahl regionaler Reiseführer mit praktischen Tipps und Hinweisen auf die beliebtesten Ausflugslokale möchte Sie auch in diesem Jahr die Broschüre »Offene Kirchen 2002. Brandenburgische Dorfkirchen laden ein« auf Ihren Entdeckungsreisen begleiten und Ihnen den Weg zu geöffneten Kirchentüren weisen.

Wer einen Landstrich intensiver kennen lernen möchte, wird sich auch mit seinen Denkmälern beschäftigen. Was liegt also näher, als den zahllosen brandenburgischen Dorfkirchen einen Besuch abzustatten, die »die Berührung der Jahrhunderte untereinander zur Erscheinung bringen« und »den Zauber historischer Kontinuität« äußern (Theodor Fontane).

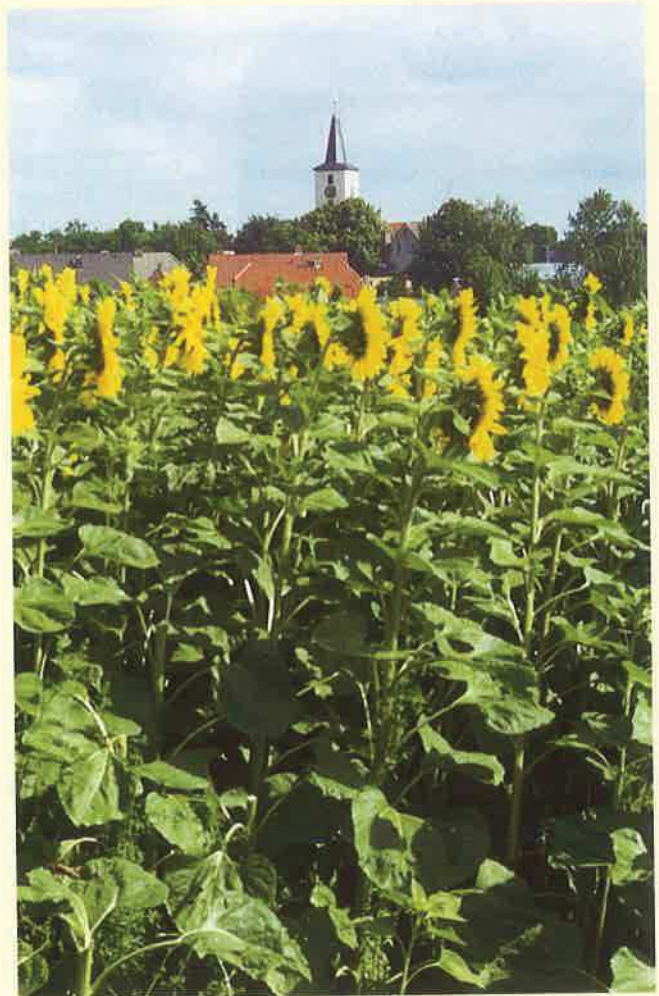
Das vorliegende Heft möchte Ihnen zeigen, welch unerwarteter Reichtum an Glaubens-, Kultur- und Lebensgeschichte hinter auf den ersten Blick oft bescheidenen Kirchenmauern zu finden ist. – Es soll Sie aber auch darauf aufmerksam machen, wie bedroht dieser Reichtum in vielen Fällen noch ist.

Mit der Erhaltung und Instandsetzung ihrer oft Jahrhunderte alten Dorfkirchen sind die meist sehr kleinen Kirchengemeinden allein zumeist überfordert. Um so erfreulicher ist es, dass die Bewahrung des gemeinsamen kulturellen Erbes im ländlichen Bereich zunehmend als eine Aufgabe begriffen wird, die alle angeht. Inzwischen kümmern sich mehr als hundert örtliche Fördervereine um »ihre« Kirchengebäude. Im Rahmen des »Dorfkirchensommers« und darüber hinaus finden immer häufiger Konzerte, Ausstellungen, Theateraufführungen oder Lesungen statt, die die Kirche in der Mitte des Dorfes auch wieder zu einem Mittelpunkt des kulturellen Lebens im Gemeinwesen werden lassen. Unterstützen Sie das Engagement vor Ort durch Ihren Besuch, Ihr Interesse und durch eine kleine Spende beim Abschied!

Mit den verschiedenen Artikeln dieses Heftes hoffen wir, Ihnen wiederum eine abwechslungsreiche und interessante Lektüre zu bieten. Die Anzahl der »Offenen Kirchen« im Programmteil ist gegenüber dem Vorjahr gestiegen. Die thematischen Beiträge sollen Sie über kunstgeschichtliche Themen ebenso wie über Probleme der Denkmalpflege informieren.

Für Ihre Anregungen, Rückmeldungen oder Vorschläge sind wir dankbar, ebenso für eine Unterstützung unserer weiteren Arbeit. Wir wünschen Ihnen viele spannende Entdeckungen und freundliche Begegnungen in den offenen brandenburgischen Dorfkirchen

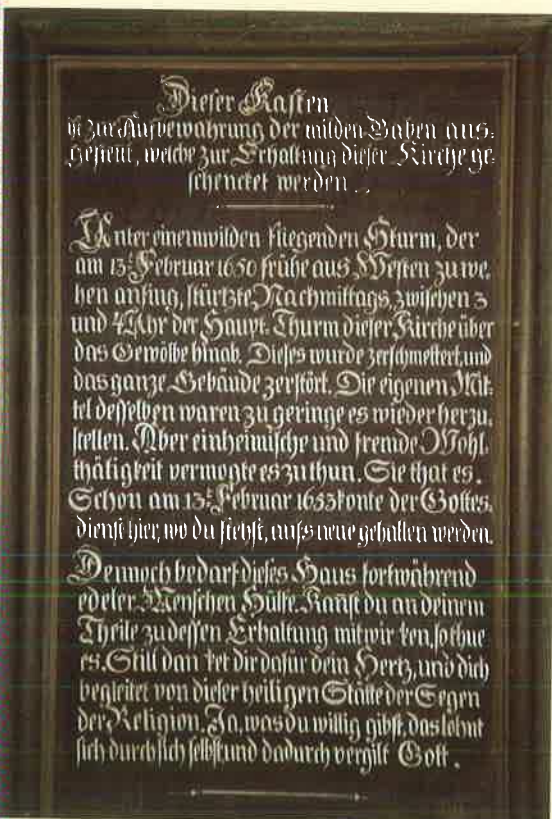
*Angus Fowler
Vorsitzender des Förderkreises
Alte Kirchen Berlin-Brandenburg*



Altretz |

Manfred F. Fischer Patrone, Stifter und Spender

Prof. Dr. Manfred F. Fischer, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, war von 1973–1998 Landeskonservator der Freien und Hansestadt Hamburg, seit 2000 ist er Vorsitzender des Vereins zur Förderung der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland e. V.



*Inscript über dem Gotteskasten im Dom St. Nikolai in Greifswald, 1758
Fotos: Manfred Fischer*

»Tue Gutes und sprich ruhig darüber.« Was nach langer Gewöhnung an staatliche Zuständigkeit heute für viele Bereiche des Lebens erst wieder gelernt werden muss, früher war es selbstverständlich: Die Unterhaltung unserer Kirchen in Dörfern und Städten, ihre Ausstattung mit Kunstwerken, die Stiftung von Prinzipalstücken, die Pflege der Grabsteine und Epitaphien war Ehrensache eines damals noch ständisch organisierten Gemeinwesens. »Zur Ehre Gottes, der Kirche zur Zier«, diese und ähnliche Formulierungen kann man überall bei Stifterinschriften finden. Und der aufmerksame Besucher historischer Kirchen trifft immer wieder auf Dokumente dieser Tradition.

Ein eindrucksvolles Gemeinschaftswerk ist z. B. die reich gestaltete steinerne Kanzel in der St.-Gotthardt-Kirche in Brandenburg. Im Jahre 1623 wurde sie von der Tuchmachergilde der Altstadt gestiftet. Die Namen aller Mitglieder und die Porträts der Vorsteher zieren die Stiftungstafel. Die Rückwand der Kanzel, die im 18. Jahrhundert ein Bürger in Oldenburg/Holstein der Stadtkirche stiftete, zierte gar eine so großformatige Inschrift, dass selbst ein korpulenter Prediger sie nie verdecken könnte. Viele Restaurierungen wurden von den Patronatsherren finanziert. In Giekau am Selenter See bei Kiel hat sich eine solche Inschrift von 1673 an einem mittelalterlichen Schnitzaltar aus Lübeck in der Kirche erhalten. Dokumente der eigenen Zunftgeschichte wurden von den Zeitgenossen ebenso stets in Ehren gehalten. In St. Jakobi zu Lübeck kann man z. B. eine Gedenktafel bewundern, die für den 1565 bei einer Seuche an Bord gestorbenen Schiffsprediger Sweder Hoyer angebracht worden war. Zusätze bezeugen, dass die Schiffergesellschaft dieses Epitaph 1711 und 1850 restaurieren ließ, dass sie also ihre Verpflichtung dauerhaft auf sich nahm. Im Dom von Brandenburg erinnert eine große Schrifttafel daran, dass 1723 sieben Angehörige des örtlichen Adels als Domkapitel »zu mehrer Aufmunterung des öffentlichen Lobes Gottes, zur Zierde der Kirche und bey denen Nachkommen zum wohlgemeynten Exempel und Nachfolge« die Orgel neu errichten und die ganze Kirche nach einem Probeanstrich neu haben ausmalen lassen. Nicht immer mag es den Stiftern leicht gefallen sein, ihre Verpflichtungen einzulösen. In der St.-Nikolai-Kirche von Holdenstedt bei Uelzen erinnert eine Wappentafel über dem Eingang daran, dass der Patronatsherr Georg Friedrich von der Wense 1690 den Wiederaufbau der Kirche finanziert hat, »wiewol bey nicht geringer dieserwegen empfundener Wiederwärtigkeit«, was auf Probleme mit den Hand-

und Spanndiensten der Hintersassen zurückzuführen war.

Dass die Unterhaltung und Pflege unserer Kirchen aber nicht nur Aufgabe der jeweiligen Obrigkeit ist, sondern von der ganzen Gemeinde und auch von den Besuchern erwartet wird, dafür ist eine sehr auffällige Inschrift von 1758 über dem Gotteskasten im Dom St. Nikolai in Greifswald ein eindringliches Zeugnis. Sie schildert ausführlich die großen Sturmschäden von 1650 an der Kirche, den Wiederaufbau mit eigenen und fremden Mitteln, und sie legt allen Einheimischen und Fremden die weitere Pflege des Gotteshauses ans Herz.

Wenn sich viele Menschen heute für unsere gefährdeten Kirchen engagieren, als Spender, Stifter oder in Vereinen und Förderkreisen, so handeln sie also im Sinne einer langen Tradition. Allen, die sich hier beteiligen, muss man dankbar sein und kann ihnen den letzten Satz auf der Greifswalder Tafel mit auf den Weg geben.



Stiftungstafel der Tuchmacher-Gilde von 1623 an der Kanzel von St. Gotthardt in Brandenburg

Perspektiven für das platte Land

Ein Gespräch mit Wolfgang Birthler, Minister für Landwirtschaft, Umweltschutz und Raumordnung des Landes Brandenburg.

Das Gespräch führten Eva Gonda und Bernd Janowski

Was haben Ackerbau und Viehzucht mit alten Kirchen zu tun? Warum wollten wir ausgerechnet mit dem Brandenburger Landwirtschaftsminister sprechen, wo man uns sonst eher mit der Rettung barocker Baudenkmäler oder der Sicherung schiefer Kirchtürme befasst sieht?

Es ist aber gerade der Kirchturm, der unverwechselbar das Antlitz eines Dorfes prägt. Müssen wir nicht dieses in Jahrhunderten gewachsene Erscheinungsbild unserer Dörfer noch für unsere Enkel und Urenkel erhalten? Soll nicht die Kirche im Dorf bleiben?

Der Erhalt der Dorfkirchen auch als Zentren öffentlichen Lebens setzt ein intaktes Gemeinwesen voraus und kann nur gelingen, wenn die Menschen vor Ort eine vorstellbare Zukunft haben. Darum wollten wir wissen: Welche Chancen haben Brandenburgs Dörfer in einer Zeit, die auf dem Lande fast alles verändert?

Weil gerade die Uckermark diese Probleme sehr deutlich spiegelt, besuchten wir Minister Wolfgang Birthler in seinem schlichten Haus im uckermärkischen Dorf Berkholz-Meyenburg.

Herr Minister, der Erhalt von Denkmälern auf dem Lande, auch von Dorfkirchen, ist nicht unabhängig von den sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen dort. Von Wolfgang Thierse stammt der provokante Satz: »Der Osten steht auf der Kippe.« Und in seinem Buch »Zukunft Ost« heißt es weiter: »Wenn die gegenwärtige Problemkonstellation sich verfestigt, stellen sich Verhältnisse ein, die ökonomisch, sozial und politisch immer weniger umkehrbar sind.« – Was bedeutet das für das Land Brandenburg?

Thierse hat im Prinzip recht. Er ist nur oft so interpretiert worden, als wäre in den vergangenen zehn, elf Jahren hier nichts passiert. Es ist aber viel geschehen, wir haben stark aufgeholt. Wir sehen dankbar, was an Mitteln vom Bund, von den Geberländern und von der EU dazu beigesteuert wurde. Allerdings fallen wir in der Entwicklung seit



1996/97 wieder zurück. 1996 hatten wir im gesamtdeutschen Vergleich schon 74 % des Bruttoinlandsproduktes erreicht; jetzt sind wir wieder bei nur 69 %. Der EU-Grenzwert für benachteiligte – und deshalb zu fördernde – Gebiete liegt bei 75 %. Zur Zeit gehören wir also noch dazu. Die genauen Modalitäten ab 2006, wenn die EU-Erweiterung beginnt, sind noch nicht endgültig klar.

Ich könnte es auch so sagen: Wir haben mehr als die Hälfte des Weges geschafft; wenn es aber keine weitere aktive Förderung für den Osten gibt, dann wird es schwierig mit der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung. Das – denke ich – hat Herr Thierse gemeint und ganz bewusst auch zugespitzt.

Die deutsche Wiedervereinigung löste im ländlichen Raum einen gewaltigen Strukturwandel aus. Über 80 % der Arbeitsplätze in der Landwirtschaft gingen verloren, die Arbeitslosigkeit liegt teilweise bei über 20 %. Ist der Prozess der Neubestimmung des Landes inzwischen abgeschlossen?

Wir haben in Brandenburg noch eine stabile Landwirtschaft, sie ist das Rückgrat für den ländlichen Raum. Aber sie beschäftigt nur noch 20 % der Menschen, die bis zur Wende in der Landwirtschaft tätig waren. Obwohl Brandenburg das einzige »neue« Bundesland mit Bevölkerungszuwachs – insbesondere im Speckgürtel – ist, wandern immer mehr Menschen vom Land in die Städte und Ballungsräume ab – wie übrigens in ganz Europa. In Brandenburg ist das besonders gravierend. In

seiner Mitte liegt die Metropole Berlin mit dem attraktiven Speckgürtel. Da sind junge und flexible Menschen rascher bereit, mal 100 Kilometer weit umzuziehen, als etwa in Mecklenburg, wo man dann doch eher noch am Ort bleibt. Die Landesregierung wird sich vor dem Hintergrund einer Studie mit dem Thema »Brandenburg 2025 in der Mitte Europas« intensiv mit Entwicklungsschwerpunkten befassen.

Einige Arbeitsämter zahlen jungen Leuten, die ihre Dörfer verlassen wollen, inzwischen Umzugsprämien ...

Was wäre die Alternative? Dass diese jungen Leute hier an Bushaltestellen herumsitzen – ohne Ausbildung und Arbeit. Ich bin erst einmal dafür, dass sie eine ordentliche Ausbildung erhalten. Ob sie dann zurück kommen, hängt vom Angebot an Arbeitsplätzen ab. Die allerdings fehlen noch. Genau darum setze ich mich so sehr dafür ein, dass wir dorftypische Gewerbe, Handwerk und Tourismus fördern. Natürlich wünschte auch ich mir viele Groß-Investoren! Aber kommen die in die Uckermark? Außer vielleicht nach Schwedt? Also müssen wir Arbeitsplätze in den Städten schaffen. In Templin oder Lychen sind durch Tourismus und Dienstleistung schon etliche entstanden, und dort bleiben dann auch die jungen Leute. – Aber den generellen Trend konnten wir noch nicht umkehren.

Welche Strategien gibt es gegen diese wirtschaftliche Zweiteilung des Landes – einerseits die Ballungsräume, andererseits die dünn besiedelten Rand-



| *Klosterruine Boitzenburg*

regionen, vor allem Prignitz und Uckermark?

Unser Konzept der dezentralen Konzentration zielt darauf, in den ländlichen Räumen Zentren zu schaffen, die Kultur-, Bildungs- und Gesundheitsangebote ermöglichen und gleichzeitig die schon vorhandenen Angebote weiter zu entwickeln verstehen. Damit können wir sowohl Touristen etwas bieten wie auch jungen Familien aus Berlin, die mit ihren Kindern aufs Land ziehen wollen. Das kostet natürlich viel Geld. Ein Kreis wie die Uckermark – bei 160 000 Einwohnern! – könnte sich eigentlich ein Preußisches Kammerorchester und die Uckermärkischen Bühnen längst nicht mehr leisten.. Ich finde es dennoch sehr gut, dass der Kreis genau diese Entscheidung getroffen hat. Man darf hier nicht kulturelle Einöden entstehen lassen und die Menschen mit dem Hinweis auf mögliche Theaterfahrten nach Berlin abspeisen.

Heißt dezentrale Konzentration nicht aber auch, dass manches kleine Dorf von der Landkarte verschwinden wird?

Gefährdet: Die mittelalterliche Backsteinkirche in Fergitz /Uckermark

Nicht in jeden winzigen Ort kann noch investiert werden, sei es mit einem neuen Stück Fußweg hier oder mit ein paar Laternen dort. Für die kommunal Verantwortlichen ist es natürlich sehr schmerzlich, etwa entscheiden zu müssen, dass ein Dorf mit nur noch 30 Einwohnern keine Fördermittel mehr erhalten kann, weil es wichtiger ist, etwas weiter entfernt einladende Zentren zu schaffen. – Ich weiß aus meiner Kirchenarbeit sehr wohl, wie schwierig es oft ist, Menschen von einer Kirche in die andere, von einem Dorf ins andere zu bekommen. Doch ohne die Bereitschaft, über die Dorfgrenze hinaus zu denken und zu handeln, wird es künftig nicht mehr gehen.

Deshalb stimmen wir die räumliche und sachliche Schwerpunktsetzung unserer Förderung regional mit den Kreisen und Ämtern in Form von Prioritätenlisten ab. Für die Regionen liegen bei dem jeweils zuständigen Amt für Flurneuordnung und ländliche Entwicklung Leitlinien für die ländliche Entwicklung vor, die wir bis zum Jahr 2006 umsetzen wollen.

Wie können Attraktivität und Wirtschaftskraft des ländlichen Raumes gestärkt werden? Welchen Beitrag leisten dabei die Förderprogramme Ihres Ministeriums?

Die Landwirtschaft spielt nicht mehr die einzige, aber weiterhin eine wichtige Rolle. Der Beruf des Landwirts ist heute ein High-Tech-Beruf – ganz im Gegensatz zum leidigen Vorurteil, das den Bauer nur mit seiner Mistgabel hantieren sieht. Gerade dieses Vorurteil macht es so schwierig, landwirtschaftliche Lehrlinge zu gewinnen. Ich predige allen Landwirtschaftsbetrieben, jetzt schon in den Schulen Lehrlinge zu

werben. Ab dem Jahr 2005, wenn sich der Geburtenrückgang bemerkbar macht, werden sich die Betriebe um Lehrlinge reißen.

Und wir unterstützen auch alles Bemühen, im Dorf wieder traditionelles Handwerk anzusiedeln. Darüber hinaus gibt es eine völlig neue Chance: Unser Land ist heute bis weit in den ländlichen Raum hinein mit neuen Medienzugängen, oft bereits mit Glasfaserkabeln, hervorragend vernetzt: Jede High-Tech-Firma kann sich hier niederlassen – an einem idyllischen See oder mitten im ländlichen Raum. Die Kinder wachsen in gesunder Natur auf, und doch ist jeder übers Internet jederzeit mit der ganzen Welt verbunden.

Das sind bis jetzt zwar nur zusätzliche Möglichkeiten, die allein noch nichts entscheidend ändern. Aber ich sehe bereits eine ganz deutliche Entwicklung im Tourismus. Noch konzentriert sich die zwar auf die Regionen, die schon immer besucht wurden, auf die Uckermark bezogen also Templin und Lychen. Dort entstehen wieder neue Bäckereien, dort entstehen Wäschereien als Dienstleister für Hotels, da hat ein Fleischer ein neues Auskommen, weil unsere Besucher die Produkte der Region nach Hause mitbringen wollen. – Jetzt werden wir von Schwedt aus eine Hugenottenstraße gestalten, um damit zu zeigen, welchen Einfluss die Hugenotten z. B. mit dem Tabakanbau auf die Entwicklung der Region hatten.

Aber der Service insgesamt muss natürlich stimmen. Wenn es sich Gaststätten unserer Region weiter leisten wollen, am Sonntag geschlossen zu haben, dann werden sich die Berliner ihr Essen selber mitbringen – und nicht einen einzigen Euro hier lassen.



Aber muss dafür in Schwedt unbedingt ein Spaßbad gebaut werden, das noch dazu zu 100 % gefördert wird?

Auch das gehört dazu. Das ist ja nicht nur ein Spaßbad, dort wird auch Schulsport stattfinden. Außerdem müssen wir zu Saisonverlängerungen kommen. Die Uckermark mit ihrer reizvollen Landschaft und kulturellen Vielfalt verdient es, auch im Herbst und Winter besucht zu werden.

Indirekt hat die Mangelwirtschaft der DDR viel zum Erhalt von alter Bausubstanz und traditionellen Dorfstrukturen beigetragen – wenn auch oft in beklagenswertem Zustand. Geht jetzt, in Zeiten relativen Wohlstands, vieles durch Nicht-mehr-Nutzung verloren: Schlösser und Herrenhäuser, denkmalgeschützte Gutsanlagen, Wirtschaftsgebäude, Kirchen etc.?

Natürlich besteht dieses Problem, und wir können es allein mit unseren Mitteln nicht lösen, insbesondere was Schlösser und Herrenhäuser angeht. Gerade hier läuft in der Regel nichts ohne private Investoren. Dennoch leisten wir Hilfe – insbesondere über die Dorferneuerung, im Einzelfall aber auch über die Förderlinie zur Entwicklung des ländlichen Raumes einschließlich des Sonderprogramms »Ländliche Entwicklung«. Ob eine Fördermöglichkeit besteht, sollte im Vorfeld mit dem zuständigen Amt für Flurneuordnung und ländliche Entwicklung besprochen werden.

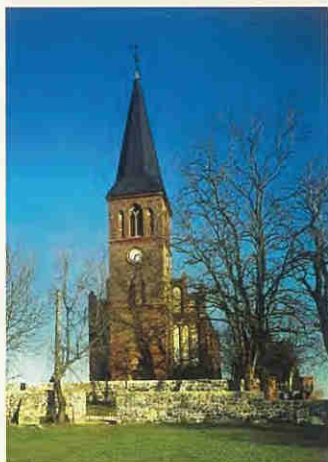
Die Dorferneuerungsrichtlinie erlaubt es, den Erhalt von Baudenkmalen und Kirchen zu unterstützen – im Rahmen der Regelförderung allerdings nur bis zu maximal 20 000 Euro je Maßnahme, wenn es sich bei den Antragstellern um Privatleute oder um Kirchen handelt.

Anders sieht es bei kommunalen Antragstellern aus. Hier können bis zu 70 % gefördert werden. Allerdings muss dann das öffentliche Interesse nachgewiesen und ein nachhaltiges Nutzungskonzept vorgelegt werden sowie die Betreibung insgesamt gesichert sein. Mittel der Dorferneuerung und der Denkmalpflege können auch kumulativ eingesetzt werden.

Die Kirche ist im Ort oft der einzige große Raum, wo man eine Ausstellung, ein Konzert oder auch eine Versammlung durchführen kann. Die Kirche kann als öffentliches Gebäude, das sie von jeher war, zugleich eine Nutzung als Dorfgemeinschaftszentrum erfahren. Das setzt aber einen Vertrag zwischen der Kirchengemeinde als Eigentümer und der Kommune als Träger der Maßnahme über die Nutzung der Kirche als sozio-

Eva Schuster

Der Dorfgemeinschaftsverein Berkholz-Meyenburg



Die Dorfkirche von Bergholz

Seit den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts erhebt sich in der Mitte des Dorfes Berkholz am Unteren Odertal eine neugotische Kirche. Dass sie bis heute ihre Ursprünglichkeit bewahren konnte, liegt auch daran, dass der Kirchengemeinde stets das Geld für große Veränderungen fehlte.

In den vierzig DDR-Jahren schrumpfte die Kirchengemeinde bis auf wenige Getreue, die den Verfall des Gotteshauses nicht aufhalten konnten. Die Bleiglasfenster wurden eingeworfen, Sturm und Regen machten das Schieferdach undicht und marode, Schädlinge siedelten sich im tragenden Gebälk an. Erhalten blieb jedoch die wunderschöne, in warmen Farben gehaltene Ausmalung. Auch der gusseiserne Altarleuchter, Kruzifix und Kronleuchter – alles aus dem Jahr der Weihe – sind noch vorhanden.

Vor allem zugezogene Neu-Berkholzer entdeckten in der den Einheimischen altvertrauten Kirche ein Kleinod, wie man es in seiner Originalität nur noch selten sehen kann. Aus dieser Begeisterung erwuchsen Aktionen. Im Dezember 1994 gründete sich der Dorfgemeinschaftsverein mit dem Ziel, gemeinsam mit der Kirchengemeinde und der Dorfbewölkerung die Kirche zu retten. Als erstes wurde die Turmuhr wieder in Gang gesetzt; die besonders stark vom Schwamm befallene Apsis neu gedeckt, eine Geldsammlung im Dorf zeugte von der regen Anteilnahme der Einwohner. ABM ermöglichte eine Drainage um die Kirche und eine teilweise Neuverfugung des Mauerwerks.

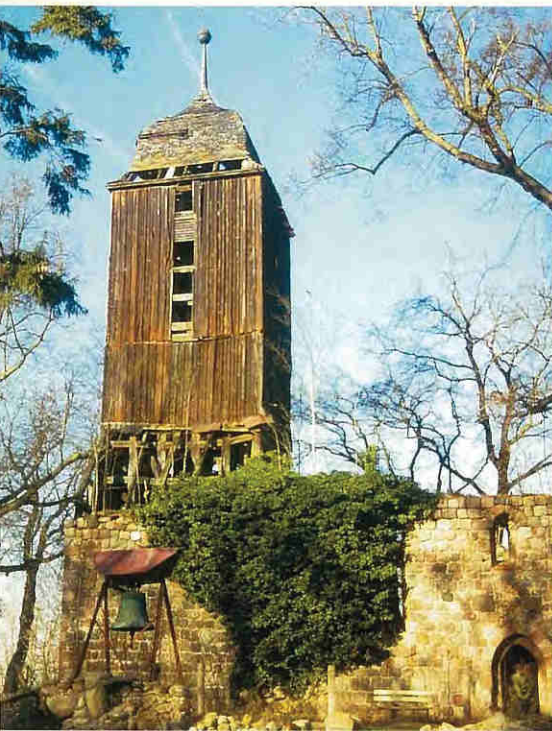
Kunstmärkte, Adventsmärkte und Dorffeste brachten nicht nur Geld in den Sanierungstopf, auch das soziokulturelle Leben des Dorfes nahm einen ungeahnten Aufschwung. Dass dies vom Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg 1998 als prämiierungswürdig angesehen wurde, erfüllt die Dorfvereinsmitglieder von Berkholz-Meyenburg noch heute mit Stolz und Zuversicht. Doch leider stellte sich auch bald heraus, dass die Kosten bei weitem die Möglichkeiten der Berkholzer übersteigen. Es wurde versäumt, ein Baugutachten einzuholen und entsprechende Förderanträge zu stellen. Erst eine Tagung des Förderkreises Alte Kirchen im Jahr 1998 ließ die Berkholzer auf die Fördermöglichkeiten von Land und Bund aufmerksam werden. Das nun endlich in Auftrag gegebene Baugutachten bestätigte zwar, dass die Kirche in ihrer Ursprünglichkeit eine absolute Rarität ist, aber leider auch die Befürchtungen, dass der Bauzustand weitaus maroder ist als bisher angenommen. Die Sanierung des Denkmals würde über 400 000 Euro verschlingen.

Seither bemühen sich die Berkholzer gemeinsam mit der Angermünder Architektin Bettina Krassuski, in die Förderprogramme des Denkmalschutzes aufgenommen zu werden. Bis es endlich soweit ist, werden weiterhin Feste, Märkte und Benefizkonzerte ausgerichtet und jeder Pfennig eisern gespart für den Eigenanteil der Gemeinde an der Sanierung der Kirche. Hilfe in jeder Form ist sehr willkommen.

kulturelle Begegnungsstätte für die Dauer von mindestens 25 Jahren voraus. Dann können wir bis zu 70 % der Maßnahme fördern. Antragsteller ist dann auch die Kommune. Alles weitere lässt sich in dem Vertrag regeln, insbesondere die Details über die Nutzung

und die Übernahme der laufenden Kosten sowie der Erhaltungsaufwendungen.

Hinsichtlich der Dorferneuerung will ich noch hinzufügen, dass auch die Verantwortlichen in den Dörfern ihre Verantwortung wahrnehmen müssen. Beispielsweise ist es wichtig, Ortssat-



| Kirchenruine in Strehlow/Uckermark

zungen zu entwickeln. Mich ärgert, wie lieblos in manchen unserer Dörfer gebaut wird. Da werden gesichtslose Fertighäuser ohne Rücksicht auf das Ortsbild einfach irgendwohin gestellt. Es geht auch anders. In Pinnow bei Angermünde war man von Anfang an bemüht, die ortstypische Struktur zu erhalten. Jeder Bauherr hatte sich auch im Bautyp danach zu richten. Und tat das dann auch. Das liegt an den kommunalen Vertretern; die müssen sich an einen Tisch setzen und Konzepte entwickeln, wie der Dorfcharakter erhalten werden soll. Wir sind gerade dabei, einen Leitfaden für die Dorferneuerung zu erarbeiten, der gerade in dieser Hinsicht Hilfestellung geben und Beispiele für regionaltypisches Bauen in Brandenburg aufzeigen will.

Neben den Förderprogrammen Ihres Ministeriums zur Dorferneuerung und zur Entwicklung ländlicher Räume gibt es jetzt auch das EU-finanzierte LEADER+-Programm. Für Antragsteller ist es oft schwierig, sich im Dickicht der Antragsformalitäten zurechtzufinden.

Auch ich wünschte mir klarere Förderrichtlinien.

Beim LEADER+-Programm begrüße ich den Ansatz, wirklich einmal eine gesamte Region modellhaft zu entwickeln und zu überlegen, wie verschiedene Fördermöglichkeiten gebündelt werden können. Das kann einen Schub für eine ganze Region bedeuten.

Auch für LEADER+ werden – nach Bestätigung der LEADER+-Regionen – die Ämter für ländliche Entwicklung Ansprechpartner für die Beteiligten sein.

Wie ist die Zusammenarbeit mit dem Kulturministerium? Gibt es Überlegungen für einen gemeinsamen »Kulturfonds«?

Solche Zusammenarbeit ergibt sich am konkreten Projekt. Wo z. B. Menschen, denen ihr Dorf am Herzen liegt, miteinander feststellen: Unsere Kirche ist ebenso erhaltenswerter Raum wie zu schützendes Denkmal!, und dann versuchen, beide Aufgaben miteinander zu verbinden, da setzen sich bald die Fachleute aus den Ministerien zusammen. Wichtig ist, dass es konkrete Projekte gibt. Wir haben z. B. das Schloss Reckahn gefördert; da ist Geld des Kultur- und des Bildungsministeriums sowie meines Ministeriums gebündelt worden. Beim Kloster Neuzelle sind wir gemeinsam mit dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur aktiv.

Ein anderes Beispiel ist der Wiederaufbau der Müncheberger Pfarrkirche. Die wurde so gestaltet, dass sie heute neben den Gemeindegottesdiensten auch Raum gibt für die Stadtbibliothek und für vielfältige kulturelle Begegnungen der Müncheberger. Das wurde schon vor Baubeginn vertraglich geregelt zwischen Kirchengemeinde, Kommune und einem aktiven Förderverein.

Wir haben keine gemeinsamen Programme und Fonds; bei großen Projekten kommen aber im Kabinett oder in der Staatssekretärs-Runde alle Förderministerien an einen Tisch und stimmen über den jeweiligen Anteil ab. Mein Ministerium kann mit seinen Mitteln in der Regel nur etwas für die Gebäudehülle eines Baudenkmals oder einer Kirche tun. Das Kulturministerium kann dagegen Mittel auch für Innenausstattungen einsetzen.

Vom Ministerium für Landwirtschaft, Umweltschutz und Raumordnung wurden zwischen 1991 und 1999 – neuere Zahlen sind noch nicht ausgewertet – gut 19,5 Millionen DM an Fördermitteln allein für die Erhaltung und Sanierung kirchlicher Gebäude eingesetzt.

In insgesamt 238 Fällen konnte so die Rettung wertvoller Baudenkmale unterstützt werden. Einige herausragende Beispiele sind St. Marien in Müncheberg, der Kirchturm in Reitwein, die Dorfkirche in Falkenhagen/MOL, das Schul- und Bethaus in Wuschewier, die Dorfkirche Wilhelmsaue, die Stadtkirche Seelow, Kirche und Gemeindezentrum Wolfshagen, die Temnitzkirche in

Netzeband, Kirche und Pfarrhaus in Cumlosen, die Dorfkirche Streckenthin und auch das Besucherzentrum der Klosteranlage Chorin.

Kirchengebäude stiften Identität – weit über die Kirchengemeinde hinaus. Das äußert sich z. B. in der Gründung zahlreicher Fördervereine. Wie schätzen Sie die Rolle bürgerschaftlichen Engagements zur Bewahrung dörflicher Kultur ein?

Ohne solches Engagement wäre in unseren Dörfern in den vergangenen Jahren weit weniger erreicht worden! In vielen Dörfern wirken heute sehr engagierte Bürger. Besonders die vielfältigen Vereine sind es, die soziales und kulturelles Leben im Dorf organisieren. Ich denke etwa an Glambeck, wo Erstaunliches geleistet wurde und wird. Entscheidend ist offenbar, dass die Menschen im Ort nicht immer nur warten, bis der Gemeindegemeinderat oder die Sozialarbeiterin etwas unternehmen, sondern dass sie selbst die Initiative ergreifen.

... auch Ihre Gemeinde Berkholz-Meyenburg gibt ein Beispiel.

Ja, unser Dorfgemeinschaftsverein engagiert sich auf vielen sozialen und kulturellen Gebieten. Ein gemeinsames langfristiges Ziel ist die Sanierung der Dorfkirche. Zuerst wurde die Turmuhr wieder in Gang gesetzt. Sie hatte über zehn Jahre nicht mehr funktioniert. Für die Restaurierung des historischen Uhrwerks reichte das Geld zwar nicht – das Werk ist jetzt als Museumsstück zu besichtigen. Wir haben aber eine Funkuhr angeschafft, die sekundengenau zeigt, was die Stunde geschlagen hat. Davon hat das ganze Dorf etwas, und man sieht eben auch, dass etwas getan wird. – Die Kirche selbst muss noch grundsaniert werden. Das kostet viel. Doch das gemeinsame Ziel schmiedet die Dorfgemeinschaft zusammen.

In Berkholz-Meyenburg, in Glambeck oder auch in Wulkow bei Neuhardenberg, wo der Kirchenförderverein nicht nur in die Kirche, sondern ins ganze Dorf neues Leben gebracht hat, wird eines deutlich: Die notwendige Kirchensanierung kann Menschen motivieren, sich für das Wohl ihres Heimatortes verantwortlich einzubringen.

Für diesen Prozess haben auch Sie als Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg eine große Verantwortung. Das ist genau die Zukunft, wie ich mir sie vorstelle und wünsche. Man muss positive Beispiele geben.

Und viele gute Beispiele gibt es schon.

Aber muss dafür in Schwedt unbedingt ein Spaßbad gebaut werden, das noch dazu zu 100 % gefördert wird?

Auch das gehört dazu. Das ist ja nicht nur ein Spaßbad, dort wird auch Schulsport stattfinden. Außerdem müssen wir zu Saisonverlängerungen kommen. Die Uckermark mit ihrer reizvollen Landschaft und kulturellen Vielfalt verdient es, auch im Herbst und Winter besucht zu werden.

Indirekt hat die Mangelwirtschaft der DDR viel zum Erhalt von alter Bausubstanz und traditionellen Dorfstrukturen beigetragen – wenn auch oft in beklagenswertem Zustand. Geht jetzt, in Zeiten relativen Wohlstands, vieles durch Nicht-mehr-Nutzung verloren: Schlösser und Herrenhäuser, denkmalgeschützte Gutsanlagen, Wirtschaftsgebäude, Kirchen etc.?

Natürlich besteht dieses Problem, und wir können es allein mit unseren Mitteln nicht lösen, insbesondere was Schlösser und Herrenhäuser angeht. Gerade hier läuft in der Regel nichts ohne private Investoren. Dennoch leisten wir Hilfe – insbesondere über die Dorferneuerung, im Einzelfall aber auch über die Förderlinie zur Entwicklung des ländlichen Raumes einschließlich des Sonderprogramms »Ländliche Entwicklung«. Ob eine Fördermöglichkeit besteht, sollte im Vorfeld mit dem zuständigen Amt für Flurneuordnung und ländliche Entwicklung besprochen werden.

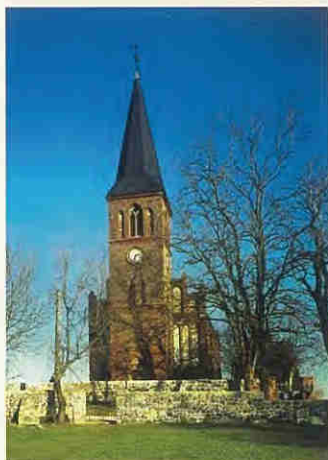
Die Dorferneuerungsrichtlinie erlaubt es, den Erhalt von Baudenkmalen und Kirchen zu unterstützen – im Rahmen der Regelförderung allerdings nur bis zu maximal 20 000 Euro je Maßnahme, wenn es sich bei den Antragstellern um Privatleute oder um Kirchen handelt.

Anders sieht es bei kommunalen Antragstellern aus. Hier können bis zu 70 % gefördert werden. Allerdings muss dann das öffentliche Interesse nachgewiesen und ein nachhaltiges Nutzungskonzept vorgelegt werden sowie die Betreibung insgesamt gesichert sein. Mittel der Dorferneuerung und der Denkmalpflege können auch kumulativ eingesetzt werden.

Die Kirche ist im Ort oft der einzige große Raum, wo man eine Ausstellung, ein Konzert oder auch eine Versammlung durchführen kann. Die Kirche kann als öffentliches Gebäude, das sie von jeher war, zugleich eine Nutzung als Dorfgemeinschaftszentrum erfahren. Das setzt aber einen Vertrag zwischen der Kirchengemeinde als Eigentümer und der Kommune als Träger der Maßnahme über die Nutzung der Kirche als sozio-

Eva Schuster

Der Dorfgemeinschaftsverein Berkholz-Meyenburg



Die Dorfkirche von Bergholz

Seit den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts erhebt sich in der Mitte des Dorfes Berkholz am Unteren Odertal eine neugotische Kirche. Dass sie bis heute ihre Ursprünglichkeit bewahren konnte, liegt auch daran, dass der Kirchengemeinde stets das Geld für große Veränderungen fehlte.

In den vierzig DDR-Jahren schrumpfte die Kirchengemeinde bis auf wenige Getreue, die den Verfall des Gotteshauses nicht aufhalten konnten. Die Bleiglasfenster wurden eingeworfen, Sturm und Regen machten das Schieferdach undicht und marode, Schädlinge siedelten sich im tragenden Gebälk an. Erhalten blieb jedoch die wunderschöne, in warmen Farben gehaltene Ausmalung. Auch der gusseiserne Altarleuchter, Kruzifix und Kronleuchter – alles aus dem Jahr der Weihe – sind noch vorhanden.

Vor allem zugezogene Neu-Berkholzer entdeckten in der den Einheimischen altvertrauten Kirche ein Kleinod, wie man es in seiner Originalität nur noch selten sehen kann. Aus dieser Begeisterung erwuchsen Aktionen. Im Dezember 1994 gründete sich der Dorfgemeinschaftsverein mit dem Ziel, gemeinsam mit der Kirchengemeinde und der Dorfbewölkerung die Kirche zu retten. Als erstes wurde die Turmuhr wieder in Gang gesetzt; die besonders stark vom Schwamm befallene Apsis neu gedeckt, eine Geldsammlung im Dorf zeugte von der regen Anteilnahme der Einwohner. ABM ermöglichte eine Drainage um die Kirche und eine teilweise Neuverfugung des Mauerwerks.

Kunstmärkte, Adventsmärkte und Dorffeste brachten nicht nur Geld in den Sanierungstopf, auch das soziokulturelle Leben des Dorfes nahm einen ungeahnten Aufschwung. Dass dies vom Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg 1998 als prämiierungswürdig angesehen wurde, erfüllt die Dorfvereinsmitglieder von Berkholz-Meyenburg noch heute mit Stolz und Zuversicht. Doch leider stellte sich auch bald heraus, dass die Kosten bei weitem die Möglichkeiten der Berkholzer übersteigen. Es wurde versäumt, ein Baugutachten einzuholen und entsprechende Förderanträge zu stellen. Erst eine Tagung des Förderkreises Alte Kirchen im Jahr 1998 ließ die Berkholzer auf die Fördermöglichkeiten von Land und Bund aufmerksam werden. Das nun endlich in Auftrag gegebene Baugutachten bestätigte zwar, dass die Kirche in ihrer Ursprünglichkeit eine absolute Rarität ist, aber leider auch die Befürchtungen, dass der Bauzustand weitaus maroder ist als bisher angenommen. Die Sanierung des Denkmals würde über 400 000 Euro verschlingen.

Seither bemühen sich die Berkholzer gemeinsam mit der Angermünder Architektin Bettina Krassuski, in die Förderprogramme des Denkmalschutzes aufgenommen zu werden. Bis es endlich soweit ist, werden weiterhin Feste, Märkte und Benefizkonzerte ausgerichtet und jeder Pfennig eisern gespart für den Eigenanteil der Gemeinde an der Sanierung der Kirche. Hilfe in jeder Form ist sehr willkommen.

kulturelle Begegnungsstätte für die Dauer von mindestens 25 Jahren voraus. Dann können wir bis zu 70 % der Maßnahme fördern. Antragsteller ist dann auch die Kommune. Alles weitere lässt sich in dem Vertrag regeln, insbesondere die Details über die Nutzung

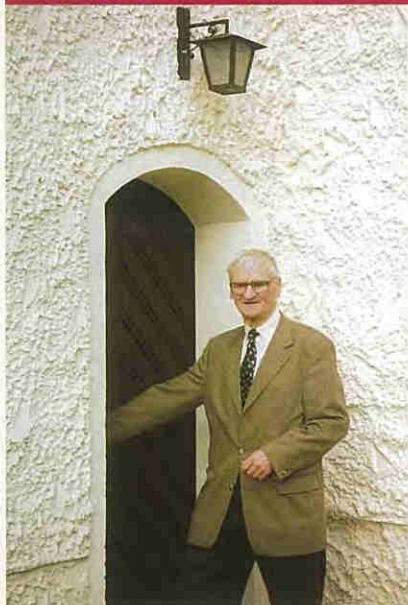
und die Übernahme der laufenden Kosten sowie der Erhaltungsaufwendungen.

Hinsichtlich der Dorferneuerung will ich noch hinzufügen, dass auch die Verantwortlichen in den Dörfern ihre Verantwortung wahrnehmen müssen. Beispielsweise ist es wichtig, Ortssat-

Michael Jahn

Wie kommt der Turm aufs Kirchendach?

Willi Krüger und der Förderkreis Dorfkirche Diedersdorf e. V.



Dr. Willi Krüger



Dorfkirche Diedersdorf mit abgenommenem Dachstuhl, Juli 1999

»Spielen Sie mich bitte nicht allzu hoch. Ohne die vielen, vielen Helfer in unserem Dorf und die Unterstützung, die wir von Partnergemeinden und Besuchern bekommen haben, wäre die Erhaltung der Kirche nicht möglich gewesen. Ich war dabei nur der Motor.« So wiegelt Dr. Willi Krüger gern seinen unermüdlichen eigenen Einsatz herab, der dem kleinen Ort Diedersdorf auf dem Hohen Teltow südlich Berlins wieder seine historische Silhouette und ihm selber eine hohe Auszeichnung einbrachte.

Zugegeben, es mag vielleicht pittoreskere und kunsthistorisch bedeutsamere Dorfkirchen in Brandenburg geben als das Gotteshaus in Diedersdorf: ein einfacher rechteckiger Feldsteinsaal aus der Zeit um 1300 mit großen Flachbogenfenstern von 1654, dem 1710–12 ein nahezu quadratischer Dachstuhl aus Ziegelfachwerk aufgesetzt wurde. Dieser Turm aber bestimmt mit seiner steilen Spitze von 1826 nicht nur das Ortsbild, sondern bildet in der ebenen Umgebung des Dorfes eine weithin sichtbare Landmarke – jedenfalls wieder seit zweieinhalb Jahren. Schließlich braucht es keine architektonischen Meisterleistungen, damit ein Dorfkirchlein ein unverzichtbares Ingrezienz für Heimatgefühl und Ortsver-

bundenheit darstellt. »Das ist eben meine Hauskirche«, formuliert es Dr. Willi Krüger, »hier bin ich getauft, konfirmiert und getraut worden, hier feierte ich goldene Konfirmation und goldene Hochzeit«. Der 1927 geborene »alteingesessene Diedersdorfer«, dessen Familie schon mehr als 200 Jahre in diesem Ort lebt, ist seit über 30 Jahren Mitglied des Gemeindegemeinderates. So trug er schon 1976 den Beschluss dieses Gremiums und des damaligen Pfarrers Kutschbach mit, die baupolizeilich gesperrte, marode Kirche nicht »zur Ruine zu erklären«, sondern »als zeitgeschichtliches Denkmal und Wahrzeichen für das Dorf wieder instand zu setzen«, wie Krüger in dem kleinen Dorfkirchen-Führer schreibt. Am 19. 10. 1980 konnte die Kirche zwar durch »großes Gottvertrauen und umfangreiche Eigenleistungen« der Diedersdorfer Gemeinde, nicht zuletzt auch durch finanzielle Unterstützung der Patengemeinden in Berlin-Schlachtensee und Eckartsweier jenseits der Mauer, wieder eingeweiht werden. Aber was hier unter DDR-Verhältnissen mit den damals verfügbaren Baumaterialien »schlecht oder recht« (Krüger) geleistet werden konnte, erwies sich keine 15 Jahre später als äußerst unzulänglich. Als nach der Wende nicht mehr mit pekuniärer Beihilfe aus Richtung Westen zu rechnen war, war Krüger die treibende Kraft bei der Gründung des »Förderkreises Dorfkirche Diedersdorf e. V.« im Oktober 1992. Schließlich stand damals die Schließung des Institutes für Wasserwirtschaft, wo Krüger seit dessen Gründung 1952 arbeitete, unmittelbar bevor. Und

im »offiziellen Ruhestand«, in den er 1993 eintrat, konnte sich Willi Krüger nun mit vollem Einsatz der Erhaltung seiner »Hauskirche« widmen. Und das war auch notwendig, denn der Erhalt des Gotteshauses in seiner historisch überlieferten Form erwies sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts erneut als scheinbar kaum zu meisternde Herausforderung. Für die fällige Erneuerung des Dachs über dem Kirchenschiff 1995/96 schoss die Landeskirche zwar noch 59 % der Kosten von 640 000 DM zu, auch der Kirchenkreis und das Land Brandenburg beteiligten sich finanziell, so dass die Kirchengemeinde nur 8 % und der Förderkreis 5 % jener Summe aufbringen mussten. Aber bei den Bauarbeiten am Dachstuhl offenbarte der Turm vollends sein marodes Innenleben: Unter dem obligaten Materialmangel der DDR-Ära konnten 1976/80 keine Balken für die Erneuerung des Turmes im Handel erworben werden, sondern nur Zement und Stahlträger. So goss man die alten Holzkonstruktionen im Westteil des Turmes luftdicht in Beton ein, während der Stützbalken, der die Turmstange über dem Kirchenschiff trug, mit Brettern verschalt wurde. In den Jahren hatten sich die derart »eingepackten« alten Träger als ein gefundenes Fressen für Holzwurm und Hausschwamm erwiesen, so dass die gesamte Turmkonstruktion im ersten Quartal 1996 abgetragen werden musste. Danach bot sich dem Besucher der Kirche ein kurioses Bild, denn neben dem Haupteingang hing in einem Spezialgerüst der sorgsam heruntergenommene Turmhelm – natürlich wollten Willi Krüger, Pfarrer Semptner und der übrige Förderkreis nicht endgültig auf jene markante Landmarke und das Wahrzeichen Diedersdorfs verzichten. 1997 lag das Projekt »Wiederaufbau Kirchturm Diedersdorf« der Boss&Frey GMBH Saalow vor, ein Bauantrag wurde gestellt und vom Landkreis Teltow-Fläming am 25.6. 1997 genehmigt. Aber nun galt es, die 540 000 Mark für die Finanzierung zu sichern. Nach dem

Staatskirchenvertrag für das Land Brandenburg können für solche Projekte Fördermittel vom Land Brandenburg und der Landeskirche zu jeweils einem Drittel gezahlt werden, wenn die Kirchengemeinde selber das letzte Drittel der Kosten übernimmt. Willi Krüger legt gern eine seitenlange Liste der vergeblichen Anträge, Schreiben und Telefonate vor, die Kirchengemeinde wie Förderkreis 1998 im Kampf für diese Drittelfinanzierung aufwandten. »Die Landeskirche lehnte jede finanzielle Unterstützung ab«, weiß er beinahe schmunzelnd zu erzählen, »weil sie schon bei der Erneuerung des Daches den Hauptteil der Kosten getragen hatte. Von dieser Seite hörten wir nur: Helft Euch selbst, Ihr habt die Möglichkeit!«

Denn der Förderkreis hatte bereits durch seine unermüdlichen Aktivitäten einen Großteil seines notwendigen Anteils aufgebracht. Schließlich liegt »Schloss Diedersdorf«, mit Biergarten, Restaurants und »Einkaufsmeile« ein beliebtes, kommerziell äußerst erfolgreiches Ausflugsziel der Berliner, unmittelbar neben der turmlosen, aber meist geöffneten Kirche: Hier konnten die »Nahtouristen« einen Moment der Stille und Kontemplation genießen. So lief seit Oktober 1996 auf Schloss Diedersdorf die »Turm-Mark-Aktion« an als Ergänzung der Spendenaktion »Wiederaufbau Kirchthurm Diedersdorf«. Es gab nicht nur Benefizkonzerte in der Dorfkirche, wobei die Gemeindeorganistin Frau Hahn ebenso regelmäßig ihre Kunst darbot wie zum Beispiel der gemischte Chor Großbeeren. Die Spendenaufrufe waren auch stets mit aktuellen Berichten über das Turmprojekt für alle

Einwohner des Ortes verbunden. Die neuesten Faltblätter der »Förderkreis-Information« wurden in jedes hiesige Haus getragen. »Was ich für ganz wichtig halte«, unterstreicht Willi Krüger, »ist die kontinuierliche Information der Angesprochenen, vor allem der Diedersdorfer, über den Stand der Dinge. Die Kirche ist schließlich nicht nur für die Gläubigen da, sie ist ein Kulturdenkmal, die alte Mitte des Dorfes«. Der Förderkreis tat alles, um das Projekt ins Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit zu rücken: 1997–98 erschienen in der Märkischen Allgemeinen Zeitung immerhin sechs Artikel über das ungelöste Turmproblem. Steter Tropfen höhlt den Stein: Als 1999 endlich die Landesmittel für ein Drittel der Baukosten flossen, hatte der Förderkreis nicht nur immerhin 155 000 DM aufgebracht. Derweil war das Turmprojekt so sehr ein Anliegen des ganzen Ortes geworden, dass die politische Gemeinde sogar den geplanten Bau eines Fußweges in der Dorfstraße zugunsten eines Beitrags zum Kirchbau zurückstellte. »Es ist uns gelungen«, berichtet Willi Krüger stolz, »nicht nur die Alteingesessenen, sondern auch viele der rund 500 Diedersdorfer Neuan siedler aus Nachwendezeiten in diese Aufgaben einzubinden«. Schließlich schoss auch der Landkreis Teltow-Fläming noch 162 000 DM zu, so dass der Turm am 28. Februar 2000 wieder eingeweiht werden konnte. Allerdings war mit der Rekonstruktion der alten Baugestalt die Aufgabe des Förderkreises noch nicht erschöpft, denn die genehmigten Mittel bezogen sich keinesfalls auf »nicht förderfähige Bauteile«, wie Glockengeläut, Turmuhr und Turmkugel



Dorfkirche Diedersdorf, Februar 2002 |

nebst Wetterfahne – hierfür hatten Willi Krüger und seine rund 200 Mitstreiter im Förderkreis noch einmal mehr als 70 000 DM an Spenden aufzubringen. Dass sich nun wieder der Glockenträger in voller Pracht über Dorf, Wiesen und Feldmark aufreckt, brachte dem unermüdlichen Willi Krüger nicht nur am 3. 6. 2000 die Ernennung zum I. Ehrenbürger der Gemeinde Diedersdorf ein. Am 17. 5. 2001 wurde ihm »in Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen Verdienste« das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Und das sollte auch für andere »Dorfkirchenenthusiasten« ein ermutigendes Zeichen sein, wie sehr sich zäher, aufwändiger und oft schier auswegloser Einsatz für unsere rustikalen Gotteshäuser doch zu lohnen vermag.

Ferne ganz nahe Ferne ganz nahe Ferne ganz nahe Ferne ganz nahe

Kultur erfahren

Ausstellungen, Feste, Theater und Musik im Land Brandenburg

ROMANTIK
2002



Eva Gonda

Bauhütten auf Zeit

Kirchenrestaurierung und ABM – verträgt sich das?

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von »Alte Kirchen«, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises.

So fängt es immer an: Es ist kein Geld da. Stattdessen aber reichlich Probleme. Mit dem Kirchendach etwa, durch das es seit Jahren regnet, und dem inzwischen faulenden Gebälk darunter. Mit der Friedhofs-Feldsteinmauer, die einzustürzen droht und Lebensgefahr signalisiert. Oder mit dem Gebäude des Kindergartens, das sehr zum Leidwesen der Verantwortlichen unter Denkmalschutz steht und dessen dringend notwendige Sanierung darum doppelt teuer wird.

Wie soll ein Gemeindepfarrer, ein Gemeindekirchenrat oder auch eine Handvoll engagierter Bürger, die gern Abhilfe schaffen würden, diesen gordischen Knoten lösen?

An einem regennassen Novembertag waren wir mit Uwe Thürnagel vom Diakonischen Werk im Kirchenkreis Angermünde e.V. auf Erfahrungssuche unterwegs im nordöstlichen Zipfel der Uckermark. Wir wollten wissen, ob man ABM-Kräften tatsächlich so diffizile Aufgaben wie die Restaurierung von Kirchen anvertrauen darf und warum Vergabe-ABM oft überhaupt erst eine Finanzierung möglich macht.

In Grünberg regnete es Strippen, als wir zur Baustelle kamen. Hoch oben am Kirchturm nagelten die Bauarbeiter gerade die Holzschindeln, und wir wollten nicht in ihrer nassen Haut stecken. Gerade dieses Kirchlein ist etwas ganz Besonderes: ein kleiner ovaler Feldsteinbau (1792/93) mit jetzt ausgelagerter kostbarer barocker Innenausstattung. Und das in einem Ort, den man auf den ersten Blick »gottverlassen« nennen könnte, wenn nicht eben dieser Kirchen-Wiederaufbau vonstatten ginge. Denn die Gemeinde – die kirchliche wie die kommunale – ist winzig.

Die Denkmalpflege GmbH Prenzlau fungiert hier als Vergabebetrieb und leitet die sechs für den ersten Bauabschnitt befristet angestellten ABM-Kräfte an – gelernte Zimmerleute, Maurer und Dachdecker. Tino Acksel, Zimmermann von Beruf und zuvor monatelang

arbeitslos, stieg quitschnass vom Gerüst, um uns zu antworten. Ja, er sei dankbar, mal wieder Bauholz unter den Händen zu haben. Nein, es sei nicht schwierig, Holzschindeln zu nageln, wenn man fachkundig eingewiesen wurde. Schließlich habe man zu DDR-Zeiten eine Ausbildung erhalten, die »von der Pieke auf« so gut wie alle allgemein nötigen Kenntnisse vermittelte. Ja, die Arbeit hier mache ihm Freude, zumal die Zusammenarbeit mit den Kollegen aus den anderen Branchen prima sei. Ja, er würde auch nach Abschluss der Vergabe-ABM gern wieder aufs Gerüst steigen, aber große Hoffnungen mache er sich da nicht.

Inzwischen wird er wohl wieder arbeitslos sein.

Die Chance, in einer Vergabe-ABM Arbeit zu erhalten, wird für mindestens drei Jahre nur einmal vergeben, um auch andere Arbeitslose in diese Möglichkeit einbeziehen zu können. Die Bauherren sind nicht immer glücklich über diese Regelung, haben sich doch manche ABM-Kräfte so bewährt, dass man ihre inzwischen perfektionierten Spezialkenntnisse gern auch noch im nächsten Bauabschnitt nutzen würde.

Uwe Thürnagel sieht in der Vergabe-ABM vor allem große Möglichkeiten gerade für Kirchgemeinden, die allgemein knapp bei Kasse sind. Man kann so den geforderten Eigenmittel-Anteil abdecken und damit andere Fördermittel komplettieren.

Wie zu erwarten, sind gute Dinge heutzutage nur zu haben, wenn man sich auf den beschwerlichen Weg macht durch den Dschungel der Gesetze und Erlasse, der Antragsformulare und der Verordnungen, die sich zudem ständig ändern. Sichere Wegweisung ist unerlässlich.



Die Dorfkirche von Grünberg während der Instandsetzung

Das Diakonische Werk im Kirchenkreis Angermünde e. V. versteht Diakonie als Dienst an der Gemeinde auch so: Helfende Hand sein überall dort, wo eine Gemeinde ohne sachkundige Begleitung naturgemäß überfordert ist. Das heißt auch: Wo bei dringend notwendigen Bauvorhaben Hilfe in Sachen Fördermittelbeschaffung gebraucht wird. Hier kann eine Kirchengemeinde ihre Probleme »abladen« und sicher sein, dass all die Formalitäten zu ihren Gunsten in die Wege geleitet werden.

Uwe Thürnagel ist geradezu prädestiniert für solche sachkundige Hilfeleistung: gelernter Baufacharbeiter, später kaufmännisch im Bauwesen tätig, hat er neben seinem Dienst an behinderten Menschen zusammen mit seiner Kollegin Kerstin Prill als Team dieses Projekt installiert, Erfahrungen gesammelt, auch Lehrgeld gezahlt, Strategien für Künftiges »ausbaldowert«. Heute wird diese Dienstleistung nicht nur im Kirchenkreis Angermünde gern in Anspruch genommen, sie hat sich längst auch in den Gemeinden der Nachbarkreise herumgesprochen.

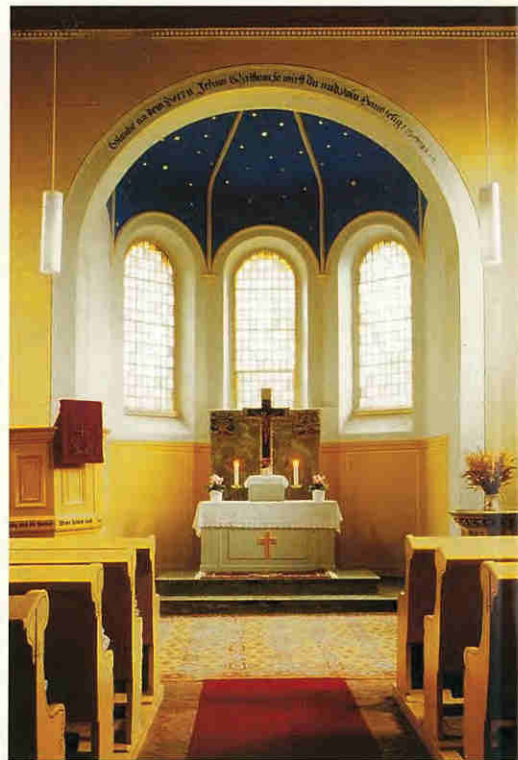
Europas Leitmesse für Denkmalpflege & Stadterneuerung...

Die ersten Erfahrungen waren vor rund vier Jahren in Greiffenberg gesammelt worden. Dort sollte eine alte Scheune auf dem Pfarrgelände in ein Gemeindezentrum verwandelt werden. Ein Jahr dauerten die Planungsvorbereitungen, dann stand das Projekt einschließlich Finanzierung. Vom Arbeitsamt waren fünfzehn Arbeiter bereitgestellt worden, die für die Dauer dieses Projekts mit allen Rechten und Pflichten fest angestellter Arbeitnehmer im Bauunternehmen Hans Lausch GmbH unter fachlicher Anleitung ans Werk gehen sollten.

Diese ersten Erfahrungen waren niederschmetternd, bedienten sie doch zunächst all die Vorurteile, die sich zuvor – nicht immer ganz zu Unrecht – um den Begriff ABM gerankt hatten: Nach wenigen Wochen waren von den fünfzehn nur noch vier zur Stelle, alle anderen hatten sich krank gemeldet. Es gab Gespräche, später auch Entlassungen. »Ursache war sicher auch, dass nur etwa jeder zweite dieser Arbeiter vom Fach war«, resümiert Uwe Thürnagel heute. »Inzwischen konnten wir in Zusammenarbeit mit den Arbeitsämtern erreichen, dass fast ausschließlich Fachkräfte zur Verfügung gestellt werden.« Schließlich geht es bei der Vergabe-ABM auch darum, Menschen aus längerer Arbeitslosigkeit herauszuholen, sie wieder in ihrem Beruf fit zu machen mit der Chance, auch nach Ablauf des Projekts in ein festes Arbeitsverhältnis übernommen zu werden. »Immerhin ist das bisher bei allen unseren Bauvorhaben in jeweils einem Fall gelungen«, weiß Uwe Thürnagel zu berichten und kann damit die gegenteiligen Erfahrungen, die wir an diesem Tag sammelten, ein wenig relativieren.

Die Scheune ist dann doch ein kleines Schmückstück geworden und von der Gemeinde längst als ihr Zentrum angenommen. Vor allem aber waren aus den Erfahrungen Schlüsse gezogen worden. Von nun an wusste man das Instrumentarium Vergabe-ABM besser zu handhaben und wagte sich erstmals sogar an eine Kirchensanierung.

Die kleine Gemeinde Tantow, kurz vor Stettin, besitzt mit ihrer Stüler-Kirche, 1858/59 erbaut, eine Kostbarkeit. Wer sich nicht auskennt, muss die ehemalige Gutskapelle erst einmal suchen; sie liegt versteckt im Park des in DDR-Zeiten abgerissenen Schlosses (ebenefalls von Stüler). Wenn dann Margitta Schmidt, die Kirchenälteste, die Pforte aufsperrt und ins Innere führt, ist jeder Besucher fasziniert. Der Blick fällt auf



Innenraum der Dorfkirche Tantow

einen schlichten Altar, über dem sich der für Schinkel und Stüler typische blaue Himmel mit goldenen Sternen wölbt. Das Schiff deckt ein offener Dachstuhl. Nur wer genau hinschaut, entdeckt die Glasscheiben, die die Empore als Winterkirche vom Kirchenschiff trennen und die nach Bedarf auch aufgeschoben werden können. An der Rückwand ein Spruch, der dem freundlichen Kirchlein geradezu auf den Putz geschrieben scheint: »Singet und spielt dem Herrn einen Lobgesang«.

Noch 1998 sah es hier ganz anders aus. Die einstürzende Decke wurde notdürftig durch Balken gestützt, überall Zeichen des Verfalls. »Es knisterte schon bedrohlich im Gebälk, als wir hier zum letzten Mal zusammensaßen«, erinnert sich Margitta Schmidt. Gleich danach war die Kirche wegen Einsturzgefahr gesperrt worden.

Inzwischen hatte Pfarrer Hilmar Warnkross jedoch das Greiffenberger Gemeindezentrum kennen gelernt und von seiner Entstehungsgeschichte gehört. Er wandte sich an Uwe Thürnagel, und die zweite Unternehmung mit Vergabe-ABM wurde gestartet.

Zehn Arbeitskräfte standen zur Verfügung, darunter vier Bachfachleute, die anderen als Zuarbeiter. Der Vergäbebetrieb Tantower Bau, Handel und Service GmbH besteht am Ort, während die ABM-Kräfte vorwiegend aus

Schwedt kamen, was bei den vielen Tantower Arbeitslosen nicht gerade freundlich aufgenommen wurde. Inzwischen ist es bei solchen Projekten üblich, wenn irgend möglich ortsansässige Arbeitskräfte zu beschäftigen. »Und wir haben in Tantow auch gelernt, dass es nicht darauf ankommt, möglichst viele Leute zu beschäftigen, die sich schließlich nur gegenseitig auf die Füße treten«, sagt Uwe Thürnagel. »Heute kalkulieren wir vor der Antragstellung an die Arbeitsämter sehr genau, wie viele Arbeitskräfte mit welchen Fachkenntnissen tatsächlich gebraucht werden.«

Lehrgeld musste allerdings gezahlt werden: Der noch im Original erhaltene Spruch über der ehemaligen Orgel war plötzlich weg. Die Arbeiter hatten die einstige Zwischendecke der Winterkirche entfernen sollen und dabei war der Putz samt Spruch unversehens verloren gegangen. Blankes Entsetzen bei den Denkmalschützern, die sich genötigt sahen, eine ernste Missbilligung auszusprechen. Die trifft weniger die Arbeiter als den für die Anleitung und Beaufsichtigung zuständigen Vergabebetriebe.

Nun ist er aber wieder da, dieser Spruch, den der Laie vom verlorenen Original nicht zu unterscheiden vermag. Mit ihm die ganze schöne Innengestaltung der Kirche und auch der Turm, der nach starken Kriegsschäden nur noch anhand alter Fotos rekonstruiert werden konnte.

Als schließlich Wiedereinweihung gefeiert wurde – noch im letzten Augenblick waren die Blattgoldsterne an den blauen Altarhimmel aufgetragen worden –, da war das Engagement vieler zu würdigen. So auch das von Margitta Schmidt. Sie war während der Bauzeit immer Ansprechpartner, versorgte die Arbeiter mit heißen Getränken und Hausmannskost und ist heute mit Recht voller Stolz auf das gelungene Werk. Man sollte nicht unterschätzen, wie wichtig gerade solch eine »gute Seele« im täglichen Trubel einer Baustelle ist.

Was nach Wiederherstellung von Kirchengebäuden oft zu verzeichnen ist, bestätigt Pfarrer Hilmar Warnkross: Mit dem Haus hat auch die Gemeinde einen Neuanfang gefunden und ist gewachsen.

Ganz anders ist es in Battin. Hier steht nur noch eine – wenn auch sehr romantische – Ruine. Die Kirche (Mitte des 18. Jahrhunderts) soll nicht wieder aufgebaut werden. Aber man will das Gemäuer als ein Identifikationsmerkmal des Dorfes erhalten. ABM-Kräfte haben die Mauern des Kirchenschiffs inzwischen gesichert, der voluminöse Turm macht noch viel Arbeit. Aber vielleicht erhält er einmal Einbauten mit Räumen für Zusammenkünfte der Battiner, und vielleicht werden die alten Mauern mit ihrem grünen Umfeld einmal nicht nur Ort von Volksfesten samt Bierzelten sein, sondern auch wieder ein Ort christlicher Verkündigung. Auf keinen Fall sollte bei den Erhaltungsarbeiten das rundbogige, skulpturenbekrönte Backsteinportal der einstigen Kirchhofsmauer vergessen werden.

Der Lunower Pfarrer Thomas Berg, einer von den »Baupfarrern«, denen man in Sachen Kirchen-Restaurierung so leicht nichts vormachen kann, hat durchaus verständliche Bedenken bei Vergabe-ABM auf dem Gebiet der Denkmalpflege. Statt Vermittlung über den zweiten Arbeitsmarkt wäre es ihm viel lieber, wenn nur versierte Fachfirmen samt Fachleuten eingesetzt würden. Aber auch er kann nicht umhin eingestehen, dass die meisten Projekte anders nicht zu finanzieren wären und dass trotz aller Risiken sehr oft Bemerkenswertes geleistet wird.

Die Baustelle Lunower Kirche war bei unserem Besuch weiträumig abgesperrt, denn von oben regnete es immer mal wieder Dachsteine und morsches Holz. Nach der Sanierung des Dachstuhls wurde gerade das Kirchenschiff eingedeckt. Wir erlebten Diskus-

... und der 24. Evangelische Kirchbautag. Die ideale Kombination in Leipzig.

denkmal



EUROPÄISCHE MESSE
FÜR DENKMALPFLEGE
UND STADTERNEUERUNG

30.10. – 02.11.2002
LEIPZIG · GERMANY



24. evangelischer kirchbautag leipzig, 31.10.-3.11.02

www.denkmal-leipzig.de



Leipziger Messe GmbH
PF 10 07 20 • D-04007 Leipzig / Messe-Allee 1 • D-04356 Leipzig
Telefon: +49 (0) (3 41) 6 78-8215 • Telefax: +49 (0) (3 41) 6 78-80 64
E-Mail: info@denkmal-leipzig.de • <http://www.denkmal-leipzig.de>



Uwe Thürnagel in der Kirchenruine
Battin



Kirchturm von Lüdersdorf

sionen zwischen dem Bauherren Thomas Berg, dem Architekten Stephan Broniecki und Bauarbeitern. Irgendwas war offenbar nicht so gelaufen, wie es bei den wöchentlichen Rapporten abgesprochen war, irgendwer sollte an anderer Stelle effektiver eingesetzt werden.

Hier wurde ein anderes Problem deutlich: Man hatte versucht, aus Kostenersparnisgründen fünf notwendige Bauvorhaben an Kirchen und anderen kircheneigenen Gebäuden in der Nachbarschaft unter einem Projekt zu vereinen. In der Folge ergaben sich schwer lösbare Koordinierungsprobleme, die man vorher nicht ermessen konnte und die man künftig vermeiden wird.

Zu diesem »Fünferpack« gehörte auch Lüdersdorf, dessen Kirchturm uns schon aus der Ferne grüßte. Seit kurzem leuchtet er in ursprünglichem zartrosa Putz mit goldener Kugel und Wetterfahne wieder weit ins Land hinein.

Die kleine Dorfkirche, ein ursprünglich aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammender rechteckiger Feldsteinsaal, spiegelt wider, was einem solchen Baudenkmal im Laufe der Jahrhunderte alles angetan werden kann. Ein schlimmes Beispiel ist etwa die Südwand, die zu DDR-Zeiten mit stabilem Betonputz gepanzert wurde. Dementsprechend klitschnass ist die Innenwand. Maurerlehrlinge

hätten hier ein perfektes Anschauungsbild dafür, was man auf keinen Fall machen darf ...

Aber dieses Problem muss später gelöst werden. Zunächst ging es erst einmal um die Wiederherstellung des Turms (1772) mit seinen Ecklisenen und Gesimsbändern. Der sah auch vor kurzem noch grau und abenteuerlich aus: ein Sammelsurium an Dachsteinen auf dem Zeltdach, Glasbausteine in den Fenstern – was man eben damals gerade so zur Hand hatte. Auf die Gesimse war bei notwendigen Erhaltungsarbeiten gleich ganz verzichtet worden.

Jetzt wurde der Turm nach alten Vorlagen originalgetreu rekonstruiert. Dabei hatte es ein gelernter Maurer, als ABM-Kraft eingestellt, geradezu zur Perfektion gebracht bei der Ziehung der Gesimsprofile. Das macht ihm wahrlich so leicht keiner nach. Im nächsten Bauabschnitt sind noch etliche Meter Gesimsprofile am Kirchenschiff zu ziehen. Er wird es nicht mehr tun dürfen, denn seine Zeit in der Vergabe-ABM ist abgelaufen. Spätestens hier drängte sich uns die Frage auf, ob in solchen Fällen nicht angemessene Sonderregelungen gefunden werden sollten. Die Bauherren in Lüdersdorf wollten sich jedenfalls darum bemühen.

Die Kirche von Hohensaaten, ebenfalls ein Stüler-Bau, wirkt wie eine Kathedrale und mit mehr als 500 Sitzplätzen etwas deplatziert in diesem abseits gelegenen uckermärkischen Dorf. Auch sie war in desolatem Zustand, bevor beherrzte Hände zugriffen. Was hier innerhalb eines Jahres von elf ABM-Kräften unter Anleitung des Bauunternehmens Hans Lausch GmbH bis Ende 2000 zuwege gebracht wurde, verblüfft. Schon allein die feingliedrige Ausmalung des Altarraumes, die den ersten Blick auf sich lenkt. All die zierlichen Ornamente, die Linien, zarten Ranken und Blüten entstanden als Schablonenmalerei unter den Händen zweier Frauen, die bis dato mit derlei Kunstwerken absolut nichts zu schaffen hatten. Unter fachkundiger Anleitung erreichten sie eine solche Meisterschaft, dass man nur staunend den Hut ziehen kann. Aber auch sie haben nach Ende des Projektes »ausgedient«, ihre erworbenen hohen Fertigkeiten liegen heute brach.

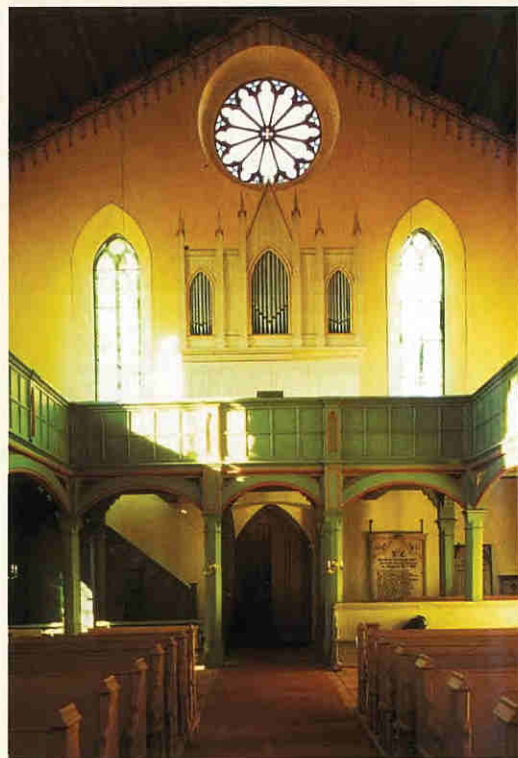
Wohl tuend mitgewirkt hat auch hier das Engagement von Einwohnern Hohensaatens, die ihre Kirche im Dorf lassen wollen. So die des Zimmermanns Christian Dornfeld, Mitglied des Gemeindekirchenrates, der u. a. das Gestühl überarbeitete und überhaupt überall sachkundig mit Hand anlegte.

Ohne solch ehrenamtliches Mittun ist wohl jedes große Projekt von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Noch ist einiges zu tun, auch alle Fenster sollen einmal wieder so verglast sein, wie man es von alten Fotos kennt. Einige der bereits rekonstruierten tragen schon die Namen der Stifter in den Fensterscheiben. Dank solchen Engagements ist die Kirche von Hohensaaten heute ein Vorzeigebauwerk für bürgerschaftliche Initiativen bewirken können.

»So fängt es immer an: Es ist kein Geld da«, hatte Uwe Thürnagel zu Beginn unserer Rundreise gesagt. »Und wenn wir am Tag der feierlichen Wiedereinweihung die Rechnung über alle Leistungen aufmachen, dann sind nicht selten eine halbe Million Mark und mehr erarbeitet und verbaut worden.«

Da sage noch einer, heutzutage gebe es nicht mehr das Phänomen der wundersamen Vermehrung.



Restaurierter Innenraum der Hohensaatener Kirche

Heiko Schwichtenberg

Die klingende Uckermark

Dorfgelgen im Nordosten des Landes Brandenburg

Heiko Schwichtenberg ist Musikwissenschaftler und Redakteur bei Radio 3 (NDR/ORB).

Jedem an alten Kirchen und alten Orgeln interessierten Menschen sind die regionalen und baulich/klanglich so typischen Orgellandschaften ein Begriff. Spricht man von Sachsen, so fallen unweigerlich die Namen Gottfried Silbermann und Zacharias Hildebrandt. Beim norddeutschen Orgelbau sind die Namen Hans Scherer, Friedrich Stellwagen oder Arp Schnittger sofort ein Begriff. Spricht man allerdings von der Orgellandschaft Mark Brandenburg, so erfolgt in der breiten Öffentlichkeit zunächst ein Achselzucken. Dabei hatte auch die Mark Brandenburg ihre eigene Orgelschule zu Beginn des 18. Jahrhunderts entwickelt. Die zentrale Persönlichkeit war Joachim Wagner, der eine Zeitlang bei Gottfried Silbermann arbeitete und danach mit der Orgel der Berliner Marienkirche die Keimzelle des märkischen Orgelbaues schuf.

Besonders in den letzten Jahrzehnten arbeiteten Organologen wie Wolf Bergelt, Dietrich Kollmannsperger, Gerhard Raabs oder Dagobert Liers vorbildlich an der Erforschung der Orgellandschaft Mark Brandenburg. Dieses muss allerdings nicht nur zum Selbstzweck erfolgen, denn in Orgellandschaften wie Sachsen oder Norddeutschland hat man längst erkannt, dass die Instrumente weit über ihre ursprüngliche Bestimmung hinaus wirken können. Nicht nur namhafte Konzertreihen wurden ins Leben gerufen, sondern auch fernab des Spezialistentums finden Orgelkursionen für die breite, interessierte Öffentlichkeit statt. Während in den meisten Kirchenführern die Orgeln nur etwas stiefmütterlich als dekoratives Element dargestellt werden, kann bei Orgelführungen genauer auf die Eigenart eingegangen werden, was vom rein geschichtlichen, baulichen bis zum klangästhetischen reicht. Orgelkursionen – wie sie beispielsweise vom Sender Freies Berlin oder kleinen privaten Reiseunternehmen seit längerer Zeit durchgeführt werden, können sogar zu einem ökonomisch-touristischen Element für die Region werden.



Die Migendt-Organ in Ringenwalde

Es wird immer wieder bedauert, dass die Gemeindemitgliederzahlen schwinden und die Nutzung der Kirchen in Frage gestellt wird. Aber als kulturhistorischer Ort und Konzertstätte kann solchen Bauten wieder zunehmend Leben eingehaucht werden – besonders dann, wenn sich eine historische Orgel darin befindet.

Gerade im Landkreis Uckermark kann man dieses deutlich machen, denn hier befindet sich eine noch beträchtliche Anzahl Orgeln des 18. Jahrhunderts, von Joachim Wagner und seinen Schülern bzw. ehemaligen Mitarbeitern. Bedauerlicherweise sind sie größtenteils in einem eher traurigen Zustand, da jahrzehntelang aus Geldmangel nichts an ihnen gemacht wurde. Diese Armut ist aber heute unser Reichtum, denn im Gegensatz zu anderen Instrumenten erfolgten hier nicht die folgeschweren Umbauten wie beispiels-

weise in Westdeutschland, so dass sich ein bedeutender Teil der Originalsubstanz erhielt.

Die bedeutendste Orgel des 18. Jahrhunderts in der Uckermark ist zweifelsohne die Wagner-Organ aus den Jahren 1742–44 der Marienkirche zu Angermünde, die dank langwieriger vorbildlicher Restaurierungs- und Reparaturarbeiten heute konzertfähig ist.

Wie für Joachim Wagner typisch, befinden sich – wie bei einer »Pilzkultur« – meist kleinere Instrumente im Umkreis einer größeren: So in der Dorfkirche zu Felchow (1745) oder in Flemsdorf (1745), in Sternhagen (1736, eine Umsetzung des 19. Jahrhunderts aus Gramzow). Vor drei Jahren konnte noch eine weitere Wagner-Organ in Wartin an der Randow verifiziert werden.

Aber auch aus der Wagner-Schule haben sich in der Uckermark Instrumente erhalten wie beispielsweise in Falken-

walde von Ernst Julius Marx (1770) oder in Ringenwalde bei Joachimsthal von Johann Peter Migendt, den man als langjährigen Meisterschüler Wagners als den wichtigsten Erben Wagnerscher Kunst titulieren kann. Besonders das Ringenwalder Instrument ist von entscheidender Bedeutung! Vom Gesamtwerk Johann Peter Migendts, dessen geografisches Schaffensgebiet sich zwischen Berlin und Stettin erstreckte, ist durch Kriegsverluste und frühere Umbauten außer dem Ringenwalder Instrument als originäres Werk Migendts nichts erhalten geblieben. Die Berlin-Karlshorster »Amalien-Orgel« konnte in den letzten Jahren mehr als eine Gemeinschaftsarbeit von Migendt und seinem Schwager Marx identifiziert werden.

1760 gab der damalige Patronatsherr auf Ringenwalde, Joachim Wilhelm von Ahlimb, die Orgel bei Johann Peter Migendt in Auftrag. Das Instrument verfügt über viele bauliche Verwandtschaften zu den Orgeln in Angermünde und

Felchow, an denen Migendt schon unter Wagner mitbaute ... bis hin zu den beweglichen Posaunenengeln.

1893 erfolgte in Ringenwalde die dilettantische Hinzufügung eines Pedals und 1913 kam es zu einem folgeschweren Umbau durch Albert Kienscherf/Eberswalde, der unter Beibehaltung des Gehäuses, der Balganlage und eines großen Teiles des originalen Pfeifenbestandes das Werk auf ein pneumatisches Kegelladensystem stellte und um ein Manual und Pedal erweiterte.

Der heutige Zustand kann schon auf Grund des Holzwurmbefalles als bedrohlich bezeichnet werden. 1999 machte die Orgelbaufirma Schuke/Potsdam eine Bestandsaufnahme, wobei deutlich wurde, dass die Orgel durch Restaurierung und Teilrekonstruktion problemlos in ihren Originalzustand zurückversetzt werden kann.

Im Rahmen einer dreistündigen Radiosendung live vor Ort aus Ringenwalde wurde 1998 auf das Instrument, seine Bedeutung und seinen bedrohlichen Zu-

stand aufmerksam gemacht. Im Anschluss daran wurde ein Förderverein bestehend aus Bewohnern Ringenwaldes, Mitgliedern der Uckermärkischen Musikwochen und Mitarbeitern des Ostdeutschen Rundfunks Brandenburg gegründet. Inzwischen sind Personen aus dem gesamten Bundesgebiet daran beteiligt.

Aber auch in vielen weiteren Rundfunk- und Fernsehsendungen machte der Ostdeutsche Rundfunk Brandenburg auf die Migendt-Orgel immer wieder aufmerksam.

So erschien auch ein Heft zur Orgellandschaft Mark Brandenburg des Ostdeutschen Rundfunks Brandenburg, worin diese Orgel zentral, im Mittelfalz, und auch auf dem Umschlag zu finden ist.

Bisher konnte dank Mitgliedsbeiträgen, Erlösen aus Benefizkonzerten, Spenden und Zuschüssen des nicht gerade vermögenden Landkreises Uckermark zumindest die originale Balganlage restauriert werden. Nun muss aber in einem konsequenten Schritt das gesamte Instrument in Angriff genommen werden. Nach erfolgter Sanierung des Kirchengebäudes in Eigenleistung – die Fenster werden z. Zt. restauriert – ist nun verständlicherweise die Gemeinde mit dem veranschlagten Betrag von 350 000,- DM (ca. 180 000,- EUR) für die Orgelrestaurierung überfordert, so dass Gelder dringend von Nöten sind.

Nach erfolgter Restaurierung stellt sich immer wieder auch die Frage nach einer Nutzung des Instrumentes, die nicht nur auf den gottesdienstlichen Bereich beschränkt ist. Gerade dieses spätbarocke Musik-Kleinod bietet sich für Konzerte an, sei es im Rahmen der Uckermärkischen Musikwochen oder der Konzerte des »Dorfkirchensommers«. Ebenfalls zur Produktion von Tonträgern, da der Kirchenraum über eine gute Akustik verfügt und das Gebäude abseits genug der Straße liegt, um Nebengeräusche zu vermeiden.

... und ein besonderer Anlass die Restaurierung schnellstmöglich voranzutreiben, wäre der, dass der Erbauer Johann Peter Migendt im Jahre 2003 seinen 300. Geburtstag haben wird.

Dank der Initiative des namhaften Cembalisten Armin Thalheim werden 2002 erstmals die »Ringenwalder Musiktage« veranstaltet. Am 25. Mai und am 29. Juni finden ab 15 Uhr jeweils drei aufeinander folgende Konzerte zu Gunsten der Restaurierung der Migendt-Orgel statt: von Barockmusik über Romantik und Moderne bis hin zum Jazz und zur Improvisation.

DIE KLASSISCHE DEUTSCHE ORGEL



SCHUKE

Orgelbau seit 1820

Alexander Schuke Potsdam Orgelbau GmbH · Gutenbergstr. 76 · D-14467 Potsdam
Tel + 49 331-240028 Fax + 49 331-293714 · www.schuke.de

Für das leibliche Wohl ist die örtliche Gastronomie mit eingebunden. Auch Führungen durch den Schlosspark und die sich anschließende Parklandschaft – Schöpfungen von Peter Joseph Lenné – werden angeboten.

Außerdem finden in den Monaten Mai bis September an jedem 2. Sonntag ab 15 Uhr Improvisationen zu Bibeltex-ten mit Armin Thalheim in der Ringen-walder Kirche statt.

Kontaktadressen:

Pfarramt Friedrichswalde,
Dorfstr. 101
16247 Friedrichswalde
Tel./Fax: (03 33 67) 2 52

Förderverein Migendt-Orgel Ringen-
walde/Uckermark e. V.
c./O.: Heiko Schwichtenberg
Gneisenastr. 85, 10961 Berlin
Tel. (0 30) 6 94 61 03

Das Heft »Orgellandschaft Mark Bran-
denburg« des Ostdeutschen Rund-
funks Brandenburg kann kostenlos
bezogen werden unter:
Tel. (03 31) 7 31-33 09, oder -33 00



Posaunenengel und Zimbelstern an der Wagner-Orgel in Felchow

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. lädt ein

Samstag, 15. Juni 2002 um 19.00 Uhr

Gethsemanekirche, Berlin-Prenzlauer Berg
(S- und U-Bhf. Schönhauser Allee)



Berliner Zeitung

BENEFIZKONZERT FÜR UCKERMÄRKISCHE DORFKIRCHEN

Chorwerke

von Telemann, Schütz, Krieger, Nicolai, Meyerbeer und
Mendelssohn-Bartholdy

Orgelmusik

von Wilhelm Karges und Wilhelm Friedemann Bach

Kantorei der Auenkirche Berlin-Wilmersdorf

Leitung und Orgel:

Jörg Strodthoff

Kantorei Templin, Leitung:

Dr. Klaus-Jürgen Gundlach

Mitglieder des Orchesters der Komischen Oper Berlin

Christina Korsch – Cembalo

Eintritt:

12,50 €, 7,50 € (erm.)

Kartenvorbestellung unter:

Tel./Fax (0 30) 4 49 30 51.

(Karten auch an der Abendkasse erhältlich.)

Der Erlös des Konzertes ist bestimmt für die Notsiche-
rung der Dorfkirche von Küstrinchen (bei Lychen) so-
wie für die Restaurierung der Migendt-Orgel in Rin-
genwalde (bei Templin).

Die Veranstaltung wird präsentiert von Radio 3 und
der Berliner Zeitung.

Unterstützen Sie die Rettung der Dorfkirche von Küstrinchen



Inmitten der reizvollen uckermärkischen Landschaft, umgeben von Wäldern und Seen liegt – unweit der Stadt Lychen – das Dorf Küstrinchen. Die wenigen Häuser bilden kein geschlossenes Ortsbild. Zwischen ihnen ragt auf dem alten Friedhof ein gedrungener verbretterter Kirchturm aus dem Dickicht von Sträuchern und Bäumen. Schon beim ersten Blick sieht man die Löcher im Dach des bescheidenen barocken Putzbaus.

Der trostlose Eindruck verstärkt sich, wenn man den Kirchenraum betritt: Einige Holzabsteifungen stabilisieren notdürftig die flache Holzdecke. Aus dem gemauerten Altartisch sind Steine herausgebrochen, Fenster sind entzwei und Reste des Gestühls durch Witterungseinflüsse verfault.

Das Inventar – einschließlich Orgel und Glocken – wurde vor Jahren vorsorglich ausgelagert. Gottesdienste fanden in dieser Kirche bis etwa 1970 statt. Seitdem verwahrloste das Gebäu-

de zusehends. Mehrfach wurden kleinere Sicherungsmaßnahmen durchgeführt, die jedoch letztlich den Verfall nur hinauszögern konnten. Seit einigen Jahren ist die Dorfkirche von Küstrinchen baupolizeilich gesperrt.

Als »Gotteshaus« wird das Gebäude im Ort eigentlich nicht mehr gebraucht. Küstrinchen hat 49 Einwohner, davon gehören gerade noch neun zur evangelischen Kirchengemeinde. Wenn überhaupt, besuchen sie die Gottesdienste im benachbarten Lychen. Trotzdem kann man die Kirche, die erst im vergangenen Jahr in die Denkmalliste des Landkreises Uckermark aufgenommen wurde, nicht verfallen lassen – ohne sie wäre Küstrinchen kein Dorf mehr, sondern eine gesichtslose Ansammlung von Häusern mitten im Wald!

Das sagten sich inzwischen auch etliche Einwohner und gründeten mit Unterstützung des Förderkreises Alte Kirchen vor wenigen Monaten einen

Verein, der den weiteren Verfall des Bauwerks aufhalten will. Ein Runder Tisch in Lychen ergab, dass sowohl die Kirchengemeinde als auch die Kommune Interesse an einer Erhaltung und späteren Nutzung der Küstrinchener Dorfkirche haben. Natürlich stellt sich die Frage nach der Finanzierbarkeit der dringend notwendigen Arbeiten zur Instandsetzung. Erste Sicherungsmaßnahmen, hauptsächlich im Bereich des maroden Dachstuhls, sollen bereits in diesem Jahr mit Hilfe einer Vergabe-ABM erfolgen. Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg hat zugesagt, mit einem größeren Betrag dazu beizutragen, dass der dazu notwendige Eigenanteil erbracht werden kann. Ein langfristiges Gesamtkonzept für die Sanierung wird durch den Förderverein gerade erarbeitet. Ideen für eine künftige Nutzung gibt es jedenfalls. Zu den Vereinsgründern gehört ein Musikstudent aus Lychen, der nur darauf wartet, mit seinen Kommilitonen ein Kammerkonzert in der wiedererstandenen Dorfkirche von Küstrinchen zu veranstalten.

Mit Ihrer Spende können Sie helfen, die Dorfkirche von Küstrinchen vor dem endgültigen Verlust zu bewahren. Wir bitten Sie um Ihre Unterstützung.

Informationen erhalten Sie über:

Förderverein
Dorfkirche Küstrinchen,
Herr Werner Schweinberger;
Tel. (03 98 88) 32 43

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e. V.
Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00 bei der
Berliner Volksbank
Kennwort: Küstrinchen

Für Spendenbescheinigungen bitte
Name und Anschrift angeben.

Ilse Müller

Auch Engel brauchen Schutzengel

Alfred Wolf und die Dorfkirche von Liedekahle

In seiner Jugend hatte er große Träume, er wollte hoch hinaus. Alfred Wolf, vor nun fast 79 Jahren im kleinen Dorf Liedekahle im Niederen Fläming geboren, träumte davon, Flieger zu werden. Aber dann kamen Krieg, Verwundung, Gefangenschaft, kam die schwere Nachkriegszeit – und der Bauernjunge, der so gerne Bücher las und sich mit ihnen in ferne Welten versetzte, blieb im Dorf. Aber er betete: Lieber Gott, lass mich nicht in Liedekahle versauern, lass mich hier was erleben.

»Und das wurde mein großes Erlebnis«, sagt er heute und zeigt hinüber zu dem schlichten Dorfkirchlein und dem verbretterten Turm daneben. Dass dieser Turm noch steht, dass die Kirche wieder ein intaktes Dach hat, dass eine akkurat gefügte Feldsteinmauer das Gelände umschließt, das ist auch und vor allem das Verdienst von Alfred Wolf. Er ist seit langem Vorsitzender des Gemeindegemeinderates, der über Jahre ohne Pfarrer die Erhaltung und Restaurierung der Kirche allein verantwortete und dafür viele Helfer im Dorf und darüber hinaus gewann.

Der rechteckige Feldsteinbau stammt aus dem 14. Jahrhundert, der einzeln stehende Turm war 1684 abgebrannt und danach neu errichtet worden. Die zwei Glocken, die in beiden Weltkriegen vom Turm geholt worden waren und wie durch ein Wunder jedesmal vor dem Einschmelzen bewahrt blieben, tragen die Jahreszahl 1689.

Eine Überraschung erlebt, wer mit dem großen eisernen Schlüssel die kleine Kirchentür aufsperrt und in den Raum tritt. Fast komplett ist die barocke Ausstattung aus dem Anfang des 18.

Jahrhunderts erhalten: die Rankenmalerei an Decke und Empore, der Altar und der Schalldeckel der Kanzel, der von oben herabschwebende Engel mit der Taufschale, an der auch Alfred

Wolf einst getauft wurde. Manchmal hat es auch Vorteile, wenn es jahrhundertlang an Geld fehlte, um an der Kirche etwas zu erneuern.

Beim Turm konnte man allerdings nicht mehr lange warten, als er sich bedenklich neigte, weil die Holzschwellen des Fundaments verfault waren. Das war Anfang der Siebzigerjahre, als man nur mit »Beziehungen« an Material kam, geschweige denn eine Baufirma hätte beauftragen können. Die Liedekahler als »gelernte DDR-Bürger« ließen sich was einfallen: Mit Winden und Seilen, an umstehenden Bäumen befestigt, hoben sie den Turm samt Glockenstuhl an. »Es schaudert mich jetzt noch, wenn ich daran denke, wie wir unter dem schwebenden Turm das Fundament mit Beton und Holzbalken erneuerten«, sagt Alfred Wolf heute. Auch das Kirchendach wurde noch zu DDR-Zeiten in Feierabendarbeit umgedeckt; die alten Dachsteine holte Alfred Wolf vom Dach seines Stalles, der fortan mit Wellasbest vorlieb nehmen musste. Not macht erfinderisch.

Nach der Wende wurde dann zunächst die fast vollständig verfallene Kirchhofmauer wieder hergestellt; die Steine dafür sammelten die Dorffrauen auf den Feldern. 1997 begann die sehr behutsame Innenrestaurierung der Kirche. Für einen gelungenen Auftakt sorgte Musik-Professor Markus Nyikos, der sich im Dorf an-

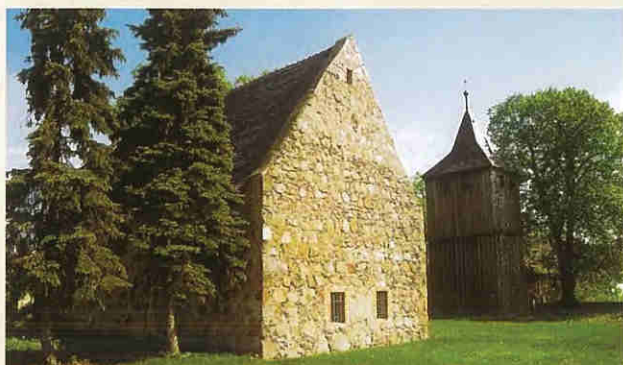


Alfred Wolf in der Liedekahler Dorfkirche

gesiedelt hat und gemeinsam mit einem Freund ein Benefizkonzert für die Erhaltung des Taufengels veranstaltete. Mitglieder des Heimatvereins beteiligten sich an der Bewirtung der Konzertgäste von nah und fern. Die Vorhaben der Liedekahler wurden damit schnell über die Ortsgrenzen hinaus bekannt, die ersten 2 500 Mark klingelten in der Kasse und vermehrten sich fortan auf wunderbare Weise: durch Spenden der Jäger auf der ersten Hubertusmesse, durch Zuwendungen von Sponsoren, aus dem Kirchenkreis, vom Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg, von der Kommune und durch Kollekten. Als sich dann im Frühjahr 1997 Dresdner Restauratoren ans Werk machten, waren sie bei Kirchenältesten in Kost und Logis.

Im vergangenen Jahr ist das Kirchendach noch einmal umgedeckt worden. Zu DDR-Zeiten hatte man keine neuen Dachlatten beschaffen können, nun ist auch dieses Problem gelöst.

Gemeinsam mit Alfred Wolf blättern wir in der von ihm verfassten Ortschronik und in Fotoalben, die manche gewagte Unternehmung der Kirchenretter dokumentieren – Abenteuer der besonderen Art in einem kleinen Flämingdorf. Adolf Wolf hat hier und mit seiner Kirche wahrlich allerlei erlebt. Auf einem Bild sieht man ihn hoch oben in den Dachsparren. »Ich wollte eben hoch hinaus, und das geht auch in Liedekahle«, sagt er, und wenn er lacht, sieht er noch sehr jung aus.



Dorfkirche Liedekahle mit freistehendem Glockenturm

Dirk Schumann

Mauern aus gebranntem Ton

Der Backsteinbau in Brandenburg – eine Bautechnik prägt eine Region

Dirk Schumann ist Kunsthistoriker und Bauarchäologe mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Kunst und Archäologie der Mark Brandenburg.

Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! Und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel und sprachen: »Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen, denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.«

1. Buch Mose, 11,4

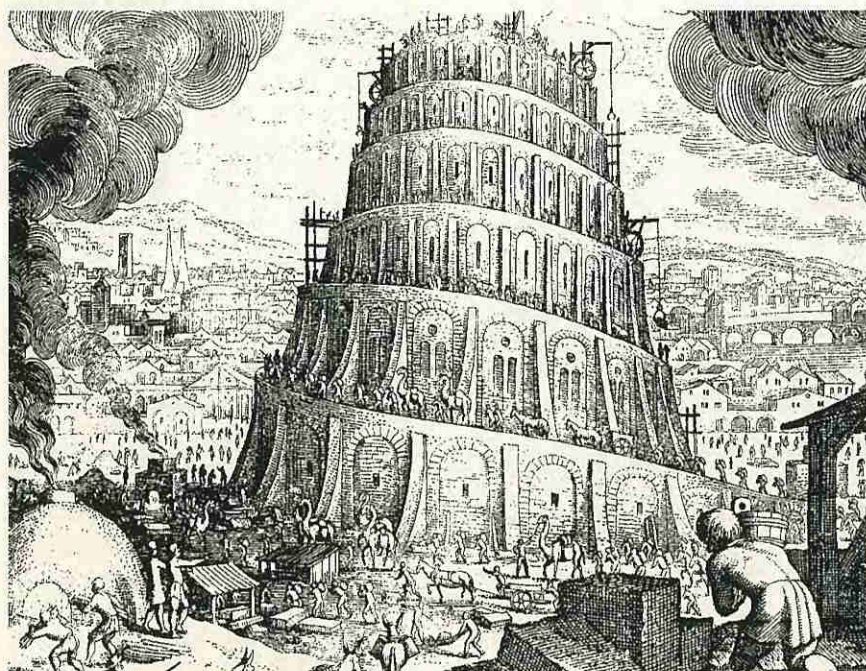
Der »gebackene Stein« oder auch Ziegel (Tegula), wie ihn antike Quellen bezeichnen, hatte schon eine lange Geschichte hinter sich, bevor er sich schließlich auch in der Mark Brandenburg als Baumaterial verbreitete.

Zwar ist das jetzt auch schon fast 850 Jahre her, doch der Baustoff scheint seine Bedeutung bis heute nicht verloren zu haben.

Der Ziegel bzw. Backstein sah in Farbe und Gestalt nicht immer so aus wie heute. Er veränderte auch mehrfach seine Größe, wurde so immer wieder den sich verändernden technischen Gegebenheiten angepasst. In der Spätantike produzierte man große Ziegelsteine indem man den Lehm flach ausschlug und in einzelne Platten zerschnitt. Diese wurden an der Luft getrocknet und schließlich gebrannt.

Am Anfang des 9. Jahrhunderts berichtete der Kleriker Einhard – Biograf und Berater Kaiser Karls des Großen – von der Herstellung der Backsteine in einem offenen Holzkasten, in dem die überstehenden Teile des Tones abgestrichen wurden. So ist es nicht verwunderlich, dass Einhard für seine zwischen 823 und 827 errichtete Kirche im südhessischen Steinbach solche von ihm beschriebenen Backsteine verwenden ließ. Doch diese befanden sich vor allem innerhalb der Wand und bildeten nicht das sichtbare Mauerwerk. Für die Gestaltung der Fassade spielte das Material in dieser Zeit noch keine Rolle.

Anders im norditalienischen Raum, in dem durchgehend seit der Antike mit Backsteinen gebaut wurde. Doch erst im späten 11. oder frühen 12. Jahrhun-



Der Turmbau zu Babel, Kupferstich von Matthäus Merian, Mitte 17. Jahrhundert



dert begann man auf den Baustellen großer norditalienischer Klosterkirchen die plattenartigen Steingrößen zu handlicheren Formaten zu vereinheitlichen. Durch die Herstellung der Rohlinge in Holzformen konnte man relativ gleichbleibende Steingrößen erhalten. So nahm auch die Systematik und Maßhaltigkeit von Mauerverbänden zu. Schließlich wurden innerhalb des Mauerverbandes ausgeführte Dekorationssysteme möglich. Mit Hilfe seriell vorgefertigter Formsteine entstanden Rundstäbe, Rundbogenfriese, Konsolen, Gesimse und Kapitelle.

*Prämonstratenserklösterkirche
Jerichow von Osten*

Es war jener in Oberitalien erreichte technische Stand des Backsteinbaus, der sich kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts in verschiedenen Regionen nördlich der Alpen sprunghaft ausbreitete. So in Dänemark, Mecklenburg, Brandenburg, Niedersachsen, Sachsen, Thüringen und wohl auch schon in Bayern, Pommern und nicht zuletzt in den nördlichen Niederlanden. Welches die ersten Bauten jener »Backsteinbauwelle« waren, bleibt nach wie vor ungeklärt und kann vielleicht nie geklärt werden, denn die frühen Backsteinbauten der unterschiedlichen Regionen entstanden fast zur selben Zeit.

Bisher galt die Kirche des 1148 an seinen heutigen Standort verlegten Prämonstratenserklosters Jerichow im Westen der ehemaligen Mark Brandenburg als eine der ältesten wenn nicht sogar als die älteste Backsteinarchitektur im nördlichen Deutschland. Doch dendrochronologische Datierungen an den Resten des ursprünglichen Dachstuhles stellen einen allzu frühen Entstehungszeitpunkt in Frage. Wahrscheinlich wurden die ersten Bauteile der heutigen Kirche erst zwischen 1160 und 1180 errichtet und fallen damit genau in jene Zeit, als auch Backsteinkirchen im dänischen Ringstedt und in Roskilde, im mecklenburgischen Ratzeburg, in Lübeck, im niedersächsischen Verden und im thüringischen Altenburg errichtet oder schließlich die Kirche des sächsischen Klosters Altzella und der Brandenburger Dom mit diesem Material zu bauen begonnen wurden. Auffällig ist, dass viele dieser frühen Bauten im engen Zusammenhang mit hochadligen Geschlechtern entstanden. Entweder wurden sie direkt auf ihr Betreiben hin errichtet oder von diesen stark gefördert. So unterstützte Heinrich der Löwe den Bau der Domkirchen in den von ihm gegründeten Bistümern Lübeck und Ratzeburg mit hohen Geldbeträgen. Im Falle Altenburgs gibt es offensichtlich eine enge Verbindung zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und dem Bau der dortigen Klosterkirche. Gleiches gilt für die wettinischen Markgrafen, die das Kloster Altzella als Familiengrablage errichteten. Doch nicht nur für Kirchen fand dieses Baumaterial Verwendung. Der dänische König Waldemar (1131–1182), von dem zeitgenössische Quellen berichten, er habe die Bauweise mit »gebackenen Steinen« in Dänemark eingeführt, ließ große Teile des Danewerkes – einer langen Befestigungsmauer – mit Backsteinen ausführen. Auch an zahlreichen Burgen hochadliger Geschlechter oder ihrer Dienstmannen wurden im späten 12. Jahrhundert

Backsteine verarbeitet, und das obwohl an diesen Orten oft genügend Hau- oder Bruchsteine vorhanden waren. So bei der staufischen Reichsburg Leisnig, am Pallas der Burg Glauchau oder am Burgturm in Eilenburg. Um 1180 wurden beim Wiederaufbau der in kriegerischen Auseinandersetzungen zerstörten Residenz der Askanier große Teile der Burg in Backstein errichtet. Es handelt sich um jene Familie, aus der auch die ersten Markgrafen von Brandenburg hervorgingen.

Alle diese dem Backsteinbau gegenüber aufgeschlossenen Bauherren stammten nicht nur aus bedeutenden Adelsfamilien, sondern sie waren alle Lehnsleute des staufischen Kaisers Friedrich Barbarossa (so auch seit 1162 der dänische König) und begleiteten ihn auch auf seinen ersten Italienzügen.

Der in der Folge einsetzende Import der Technik des Backsteinbaus aus den hochentwickelten oberitalienischen Landschaften scheint der Ausdruck eines modischen Italienbezuges zu sein, dem nicht nur der deutsche Kaiser anheim gefallen war.

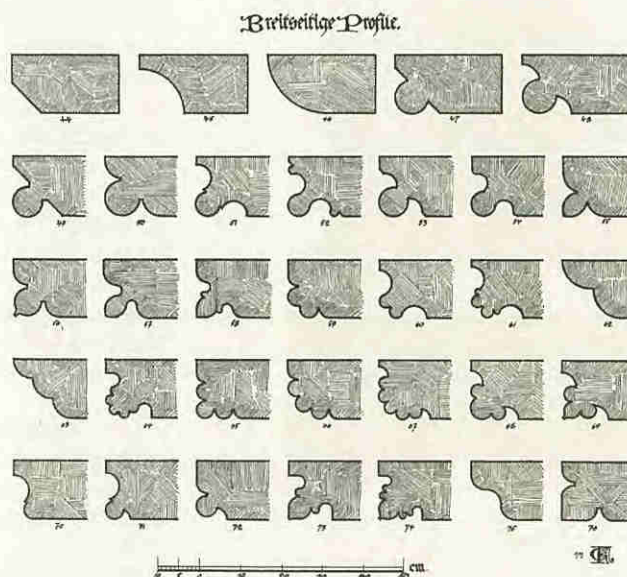
Offensichtlich besaß die Farbe des relativ einfach herzustellenden Baumaterials auch eine symbolische Dimension. So wurden die frühen Backsteinbauten trotz des rot gefärbten Mauerwerkes vielfach innen und außen mit einer einheitlichen roten Schlemme versehen, auf die man in der Regel noch einmal das Fugennetz des darunterliegenden Mauerwerkes malte. So war der Backstein im 12. und frühen 13. Jahrhundert erst einmal gehobenen Bauaufgaben vorbehalten, während die einfachen Pfarrkirchen meist als Feldsteinbauten errichtet wurden.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden jedoch immer mehr Stadt- und Dorfkirchen als vollständige oder teilweise Backsteinbauten. Schließlich wurde das Baumaterial auch für Stadtbefestigungen, Rathäuser, Kaufhallen sowie beim Bau von Bürgerhäusern angewendet.

Am Mauerwerk der nach 1148 er-

richteten Prämonstratenserklosterkirche in Jerichow kann man noch ganz die Verwandtschaft mit der Technik des Backsteinbaus in Oberitalien beobachten, denn Chor und Querhaus der Kirche entstehen mit einem relativ flachen Backsteinformat und weisen noch nicht jenen regelmäßigen Mauerverband auf, wie er schon bald das Kennzeichen romanischer Backsteinarchitektur wurde. Schließlich gibt es da noch jene in der Chorapsis vermauerten Terrakottaschalen, eine auffällige Analogie zu früh- und hochmittelalterlichen Bauten im nördlichen Italien.

Noch im Verlauf des 12. Jahrhunderts begann eine eigenständige norddeutsche Entwicklung des Backsteinbaus, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts einen enormen technischen Schub erhielt. Es waren auch in dieser Zeit anscheinend die gut organisierten klösterlichen Baustellen, auf denen die modernen Zierformen des Hau- steingebietes in das serielle Material Backstein übersetzt wurden. Um die immer reicheren Profilformen von Portalen, Fenstergewänden und Maßwerken zu erhalten, wurden zahlreiche unterschiedliche Formsteine benötigt. Einzelne Formsteine mussten wie beim Hau- steinbau direkt für ihren Platz im Mauerwerk angefertigt, das heißt, hier in den Tonrohling geschnitten werden. Viele Portale des um 1270 begonnenen brandenburgischen Zisterzienserklosters Chorin benötigten dabei mehr als 15 verschiedene Formsteine. Einige der

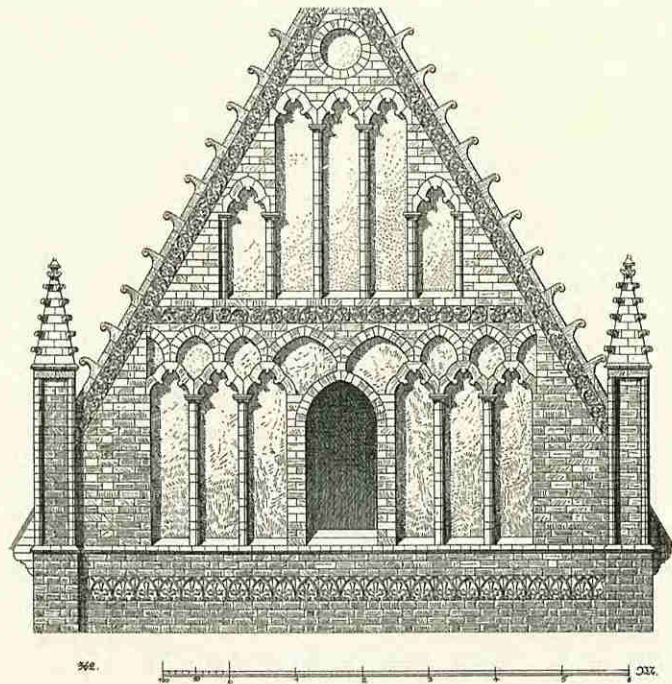


Verschiedenen gotische Profile von Backsteinformsteinen.
Diese und die folgenden Abbildungen aus:
F. Gottlob, Formenlehre der norddeutschen
Backsteingotik, Leipzig 1900

Steine waren so groß, dass sie nicht nur bei der Herstellung des Rohlings sondern auch beim Brand eine hohe Kunstfertigkeit erforderten.

Der Höhepunkt dieser Entwicklung war mit dem Bau der Prenzlauer Marienkirche erreicht. Gar nicht lange nachdem die Westfassade des Straßburger Münsters mit ihrem architektonischen Zierrat als feingliedriges selbständig vor der Wand stehendes Gitterwerk entstanden war, begann man in Prenzlau um 1325/30 mit der Verwirklichung einer ebenfalls frei vor der Wand stehenden Zierarchitektur, nur eben hier auf der Grundlage seriell vorgefertigter Formsteine aus gebranntem Ton. In einer erfindungsreichen Umsetzung bilden durchbrochene Fialen, gestaffelte Wimperge mit Maßwerkblenden eine eigene Stab- und Gitterfläche vor dem Wandverband des großen Ostgiebels.

Fast 80 Jahre später spielen noch einmal Anregungen aus dem Hausteingebiet eine Rolle, als im Zuge einer übergreifenden Stilentwicklung im norddeutschen Raum auch an verschiedenen Brandenburger Bauten ein reicher und filigraner Dekor ausgeführt



Südlicher Querhausgiebel der Zisterzienserklsterkirche in Chorin |

wurde. Wichtige Bauten sind dabei die Katharinenkirche in Brandenburg, die Marienkirche in Königsberg (Neumark), das Rathaus in Tangermünde und nicht zuletzt die nördliche Vorhalle der Marienkirche in Prenzlau, die alle eines gemeinsam haben: sie werden dem Stettiner Baumeister Hinrich Brunsberg zugeschrieben. Doch nur für St. Katharinen in der Brandenburger Altstadt ist durch eine Inschrift von 1401 dessen Bautätigkeit wirklich gesichert.

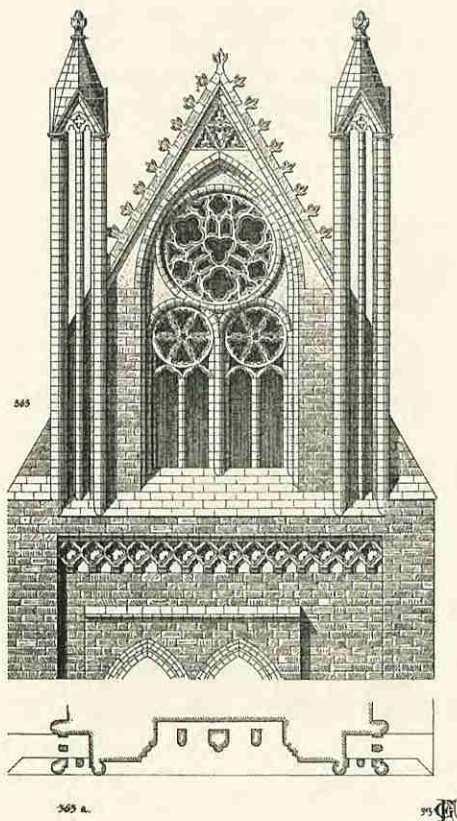
Kennzeichen dieser Architektur sind Wimperge mit einem filigranen Maßwerkdekor und reich mit Rundstäben versehene Fialen und Strebpfeiler, die geschossweise mit Wimperggiebelchen aus Ton versehen wurden, unter denen verschiedentlich auch schon im Mittelalter Terrakottaskulpturen existierten. Die Elemente dieses Dekors wurden größtenteils in groben Modellen vorgeformt, während man in einem zweiten Arbeitsgang die Details in den Tonrohling schnitt.

Die anspruchsvollen Architekturen in Prenzlau und Brandenburg übertrafen sogar den zeitgenössischen Giebeldekor norddeutscher Hansestädte und strahlten nicht zuletzt auch auf den Dorfkirchenbau der Region aus (beispielsweise auf Dorfkirchen im Umkreis der Stadt Brandenburg in Radewege, Gutenpaaren, Zachow usw.).

Doch begann man in der Backsteintechnik ohnehin den Weg einer stärkeren Rationalisierung zu gehen, die im

weiteren Verlauf auch auf Bauvorhaben in der Mark Brandenburg zurückwirkte. Die Gewände- und Vorlagenprofile wurden nun auf der Grundlage möglichst weniger unterschiedlicher Formsteine gebildet. Die Detailformen der Backsteinarchitektur orientierten sich nicht mehr am Hausteingebiet, sondern entwickelten sich aus den eigenen Maßen und Möglichkeiten des Backsteins. Monumentale Wandflächen und kräftige Architekturglieder, auf denen wenige, feingliedrige Profile sitzen, waren das Ergebnis, das man als Architekturmoderne dieser Zeit bezeichnen kann. Offensichtlich verkleinerten sich in diesem Zuge auch die Backsteinformate etwas, die im späten 13. Jahrhundert relativ große Abmessungen erreicht hatten – die Backsteine am westlichen Teil der Klosterkirche in Chorin waren über 30 cm lang. Im Spätmittelalter scheint sich die Bedeutung des Baumaterials Backstein schließlich insgesamt zu verändern. Es ist alltäglich geworden und in allen profanen Bauaufgaben anzutreffen. Die Innenfassungen bedeutender Backsteinarchitekturen imitieren jetzt nicht mehr sich selbst sondern teurere Materialien wie Sandstein oder sogar Marmor.

Die Reformation und deren Folgen bringen schließlich einen tiefen Einschnitt für die sakrale Backsteinarchitektur mit sich. Durch eine neue Kirchenorganisation wurde nicht mehr stetig Geld für Unterhalt und Neubau von Kirchen angesammelt. Die Verände-



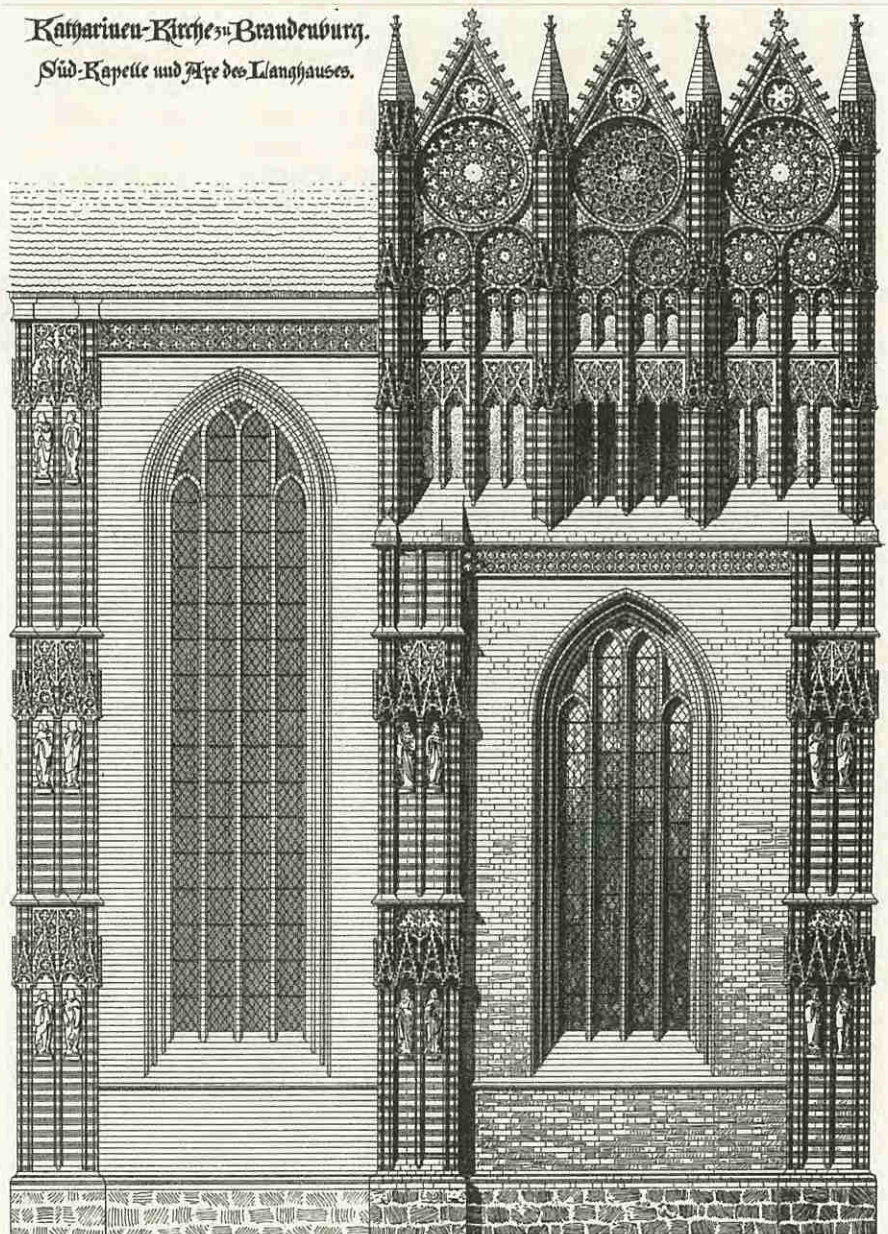
Südlicher Kapellengiebel der Prenzlauer Marienkirche

rungen im religiösen Brauchtum führten zu Einschränkungen der individuellen Selbstdarstellung einzelner Bürger oder Bürgergemeinschaften an ihrer Stadtpfarrkirche. Der Bau von Privatkapellen oder die umfangreichen Stiftungen für den Kirchenbau gingen zurück. Die weitere Entwicklung der Backsteinarchitektur spielte sich nun im wesentlichen auf profanem Gebiet ab. So war es im 16. Jahrhundert vor allem das Gebiet des Schloss- und Festungsbaus, das bautechnische Innovationen mit sich brachte. Neue Mauerverbände nach holländischem Vorbild sorgten für eine größere Festigkeit des Mauerwerks und ergaben darüber hinaus eine Verminderung der Bauzeit. Aufwändiger Backsteindekor trat in den Hintergrund und verschwand in der Folge. Es wurde üblich, die Architektur vollständig zu verputzen und mit einer Farbfassung zu versehen. Als mit dem Dreißigjährigen Krieg das Bauhandwerk in Brandenburg zum Erliegen kam, musste die Bautechnik danach fast vollständig neu erlernt werden. So führten im 17. und frühen 18. Jahrhundert oft auswärtige Spezialisten die Baustellen. Auch für das Baumaterial selbst blieb das nicht ohne Folgen. Verwendete man anfangs verschiedentlich noch relativ große Backsteine, die den mittelalterlichen Abmessungen glichen und nur etwas flacher waren, so setzte sich im 18. Jahrhundert, wohl unter niederländischem Einfluss, ein kleineres Ziegelformat durch. Gemauert wurde jetzt zügig und auch nicht mehr so sorgfältig, da das Mauerwerk ja hinter dicken Putzschichten verschwand. Vor allem schnell sollte es gehen, denn das neue Zeitalter des Barocks, in dem man seine politischen Ansprüche wieder verstärkt mittels Architektur formulierte, verlangte nach prunkvollen Bauten. Doch schon bald zeigte sich die Kehrseite dieses Vorgehens: Liederliche Mauern, die oft auch noch aus einem schlechten Mörtel bestanden, wurden baufällig, der Putz bröckelte. Die Erhaltung dieser Bauten begann große Summen zu verschlingen, so dass die preußische Bauverwaltung 1776 die Preisaufgabe stellte, wie man in der Gegenwart die Dauerhaftigkeit gotischer Mauern erlangen könnte. Es folgten Überlegungen zur Verbesserung der Qualität der Steine, des Mörtels und des ganzen Verbandes. Zwar entstanden auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Potsdam backsteinsichtige Gebäude nach niederländischem Vorbild, doch mussten diese auf Grund der schlechten Oberfläche und der verschiedenen Ziegelfärbungen außen farbig geschlemmt werden.

1818 regt Karl Friedrich Schinkel im Gutachten für den Bau einer Berliner Kaserne die Herstellung ziegelsichtigen Mauerwerks an: »Statt des gewöhnlichen Kalkputzes, der nach wenigen Jahren besonders an den Ecken in unserem Klima leicht abfällt und dann ein ärmliches Aussehen hat, würde das Äußere des Gebäudes in einem akkuraten Mauerwerk aus Rathenower Steinen bekleidet werden.« Zwischen 1824 und 1830 wurde durch Schinkel erstmals wieder eine backsteinsichtige Kirchenarchitektur geschaffen: die Friedrichswerdersche Kirche in Berlin. Die für diesen Bau extra angefertigten Hartbrandziegel und die verschiedenen Formsteine stehen am Anfang einer Ziegelrenaissance, die bis in das

20. Jahrhundert andauerte. Vor allem für den preußischen Kirchenbau war der Backstein vorrangiges Bau- und Gestaltungsmittel. Selbst als im Verlaufe des 20. Jahrhunderts die eigentlichen Baukonstruktionen durch Beton und Stahl übernommen wurden, blieb der Ziegel ein wichtiges Fassadenelement und fand so Eingang in das moderne Bauen.

*Katharinen-Kirche in Brandenburg.
Süd-Kapelle und Apsis des Langhauses.*



Südliche Kapellen an der Brandenburger Katharinenkirche

Hilfe für die Dorfkirche von Steinitz in der Niederlausitz



Eigentlich sollte das im Landkreis Spree-Neiße gelegene Dorf Steinitz längst verschwunden sein – und mit ihm die auf einer kleinen Anhöhe gelegene markante Dorfkirche. Aus Richtung Südosten bewegte sich lange Zeit der Braunkohlentagebau Welzow-Süd auf die Ortschaft zu. 1992 verschlang er Wolkenberg und noch 1996/97 wurde das benachbarte Kausche devastiert. Doch dann stoppten die Großraumbagger knapp drei Kilometer vor dem Ortseingangsschild. Der zu DDR-Zeiten extensiv betriebene Abbau der Braunkohle wurde stark eingeschränkt und das Dorf Steinitz erhielt eine neue Chance.

Die Steinitzer Dorfkirche stammt in ihren ältesten Teilen vermutlich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Das über dem Erdboden zwei Meter mächtige Mauerwerk besteht aus unbehauenen Feldsteinen; Tür- und Fenstergewände sowie die Ecken wurden mit Backsteinen eingefasst. Der massive quadratische Westturm mit einem hohen Walmdach entstand vermutlich einige Zeit später, ebenso der Anbau auf der Nordseite. Aus der Bauzeit stammen die rundbogigen abgestuften Portale, während die Fenster im Barock verändert wurden.

Das Innere der Kirche wird bestimmt durch die zweigeschossige Empore, die sich bis in den Altarraum erstreckt und dort auf beiden Seiten in verglasten Patronatslogen mit aufgemalten Familienwappen ausläuft.

Steinitz war eines jener Dörfer, bei denen ein Anteil zum böhmischen, spä-

ter sächsischen Markgraftum Niederlausitz gehörte und ein weiterer zum alten brandenburgischen Kreis Cottbus. Erst 1816 kam der gesamte Ort zum preußischen Kreis Calau. Noch verworrener stellten sich die Besitzverhältnisse an Dorf und Gut dar, die unter verschiedene Grundherren aufgesplittert waren. Von den diversen Patronatsfamilien erzählen neben den Wappen an den Emporen nur zwei verwitterte Grabsteine für Henriette Wilhelmine von Loeben und Alfred Ehrenreich von Muschwitz auf dem ehemaligen Kirchhof.



Die letzte kirchliche Amtshandlung im aufgegebenen Gotteshaus fand 1984 statt. Danach stand das Kirchengebäude leer und verfiel. Seit einigen Monaten bemüht sich ein Förderverein, die Steinitzer Kirche vor dem endgültigen Verfall zu retten und ihre Mauern mit neuem Leben zu füllen. Im Turmbereich sind zahlreiche lose Steine zu befestigen, das in den Achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit einfachen Betonsteinen gedeckte Kirchendach bedarf dringend einer Reparatur. Zuvor müssen jedoch im Innenraum entdeckte spätmittelalterliche Wandmalereien gesichert werden.

Es wird noch ein langer Weg sein, bis hier wieder Gottesdienste sowie die geplanten Konzerte und Ausstellungen stattfinden können. Doch ein Anfang ist gemacht. Nachdem viele Einwohner den Ort verlassen hatten, als Steinitz noch »Braunkohleerwartungsland« war, wollen die etwa 150 Einwohner wieder ein ganz normales Dorf werden. – Und dazu gehört eben, als Mittelpunkt, auch die restaurierte Dorfkirche.

Wir bitten Sie, die Bemühungen zur Rettung der Steinitzer Dorfkirche mit Ihrer Spende zu unterstützen.

Informationen erhalten Sie über:

Evangelische Kirchengemeinde
Drebkau; Pfarrer Wolfgang
Selchow; Tel. (03 56 02) 7 09

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-
Brandenburg e.V.
Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00 bei der Berliner
Volksbank
Kennwort: Steinitz
Für Spendenbescheinigungen bitte
Name und Anschrift angeben.

Günter de Bruyn

Spuren des Königshauses

Die Dorfkirche von Kossenblatt

Günter de Bruyn, 1926 in Berlin geboren, lebt als freier Schriftsteller in einem märkischen Dorf. Zuletzt erschienen von ihm u. a. »Die Finckensteins. Eine Familie im Dienste Preußens.« und »Preußens Luise. Vom Entstehen und Vergehen einer Legende.«

Kossenblatt an der Spree, zwischen Beeskow und dem Unterspreeewald gelegen, hat eine jener unscheinbaren, in grauen Putz gehüllten Kirchen, die erst bei genauerer Betrachtung Interesse erregen, und das nicht ihrer Schönheit wegen, sondern weil in ihnen noch Zeugnisse verschiedener Epochen der Ortsentwicklung erhalten geblieben sind. Zu oft ist sie zerstört und umgebaut worden, als dass sie durch Stilreinheit und kostbare Kunstwerke erfreuen könnte. Ihr Vorzug besteht vielmehr darin, dass sich in ihr Spuren der verschiedenen Jahrhunderte, die sie erlebt hat, entdecken lassen. Ist man ausgerüstet mit ein wenig historischem Wissen, blickt man mit ihr weit in die Geschichte zurück.

Diese beginnt wahrscheinlich, wie in den meisten Dörfern dieser Gegend, im 13. Jahrhundert. Urkundlich ist der Rittersitz (als Coscenblot) schon 1208, die Kirche allerdings (als Cossinbloth) erst 1346 nachgewiesen. Irgendwann zwischen diesen Daten muss die Kirche, deren mächtige Grundmauern noch stehen, erbaut worden sein. Als Baumaterial dienten Feldsteine, die unordentlich und teilweise unbehauen mit viel Mörtel gefügt wurden, was gegen eine frühe Erbauungszeit spricht. Am Westgiebel, an den der Turm aus Backstein und Fachwerk erst später angesetzt wurde, lässt sich noch gut erkennen, dass die alte Mauer, die später mit Backstein repariert und ergänzt wurde, bis etwa zur Traufhöhe reicht.

Als Ursache der Zerstörung der Feldsteinkirche können die Hussitenkriege (um 1430) vermutet werden. Die Wiederherstellung in Backstein erfolgte dann in gotischen Formen, deren steilere Dachlinie am Westgiebel neben dem Turm noch deutlich erkennbar ist. Auch gotische Blendfenster und -nischen am Giebel sind von der Turmtreppe her noch deutlich zu sehen.

Da im 19. Jahrhundert, wie die Kirchenchronik ausweist, noch eine Wetterfahne existierte, die neben dem Wappen der Familie von Oppen die Jah-



Dorfkirche Kossenblatt von Südosten. Foto: Hermann Zschoche

reszahl 1594 zeigte, ist anzunehmen, dass der Oberkammerherr am Berliner Hofe Georg von Oppen, dem der Kurfürst 1581 Kossenblatt zum Lehen gegeben hatte, der Erbauer des Turmes war. Er starb 1609 »im 61. Jahre seines Alters«, und sein gut erhaltener figür-

licher Grabstein, der ein falsches Todesjahr angibt, ist neben denen seiner Frau und seiner Schwiegermutter im Innern der Kirche erhalten. Bestattet wurden die Oppens in einer Gruft an der Nordseite der Kirche, die heute nicht mehr zugänglich ist.



! *Blick zum Kanzelaltar.*

Der Turm, auf dessen Nordseite ein zeigerloses Uhrzifferblatt verwittert, trägt auf seinem Satteldach zwei Wetterfahnen, deren jüngere mit den Jahreszahlen 1927 und 1973 wohl auf Restaurierungen hinweist, während die ältere mit einem Stern und den Buchstaben C B und S W Rätsel aufgibt.

Das ehemals steilere Dach des Kirchenschiffs aus gotischer Zeit ist möglicherweise im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden. Es kann aber auch nach erneutem Herrschaftswechsel beim barocken Umbau von 1703 verändert worden sein. 1699 nämlich war der Generalfeldmarschall Hans Albrecht Graf von Barfus Herr auf Kossenblatt geworden, hatte hinter dem Spreearm mit dem Bau des Schlosses begonnen und auch die etwas erhöht stehende Kirche modernisiert. Weitere Umbauten

wurden drei Jahrzehnte später schon vorgenommen, als Besitzer von Kossenblatt, und damit auch Kirchenpatron, der König geworden war.

Auf seinen Jagdstreifzügen von Wusterhausen (dem heutigen Königs Wusterhausen) her war Friedrich Wilhelm I., genannt der Soldatenkönig, zu Ostern 1736 nach Kossenblatt gekommen, hatte das Schloss, das er zu seinem Alterssitz machen wollte, von den Barfus-Erben preisgünstig erworben und sofort nach seinen bescheidenen Bedürfnissen umgebaut. Da er ein frommer Mann war, der nie den Gottesdienst am Sonntag versäumte, wurde im Zuge der Bautätigkeit auch die Kirche bedacht. Für die Pastoren, die er jedes Mal, wenn er in Kossenblatt weilte, durch harsche Kritik an ihren Predigten in Angst und Schrecken versetz-

te, wurde eine von Pilastern flankierte Kanzel geschaffen, deren bauchiger Kanzelkorb mit Schalldeckel von der damals angebauten Sakristei aus erreichbar ist. Als Platz für den König wurde an der Südwand eine Nische geschaffen und mit trophäengeschmückter Stuckornamentik verziert.

Sieht man ab von der im 20. Jahrhundert vorgenommenen Verkürzung der Hufeisenempore, durch die auch ein Treppenanbau auf der Nordseite überflüssig wurde, zeigt sich das Innere der Kirche noch immer so wie in königlicher Zeit. Blickfang des nüchternen Raumes ist die barock geschwungene Kanzel mit Blumengehänge und einem auf dem Schalldeckel hockenden, seltsam wild aussehenden preußischen Adler, dessen Krone fast an die Flachdecke stößt. Die verschlungenen Buchstaben A W, die sowohl die Kanzel als auch den Balkon des Schlosses zieren, deuten auf den Prinzen August Wilhelm, einen Sohn des Königs, dem Kossenblatt vom Vater überlassen wurde, der sich dort aber nie sehen ließ. Auch seine Witwe, die den Besitz nach August Wilhelms frühem Tode erbte, mied ihn, ebenso alle anderen Mitglieder der königlichen Familie nach ihr, so dass der Pastor Adolf Stapfenbeck, der von 1851 bis 1871 in Kossenblatt wirkte, fünf Jahre nach seiner Amtsübernahme in die Kirchen-Chronik eintragen konnte: »Seit Friedrich Wilhelm I. ist kein König von Preußen mehr in Cossenblatt gewesen. S.M. der König Friedrich Wilhelm IV. kam am 5. April 1856 nach Beeskow, wo die dreihundertjährige Jubelfeier der Zugehörigkeit der Herrschaft Beeskow-Storkow gefeiert wurde ... Der König ließ sich in seinem Absteigequartier beim Färberbesitzer Kauffmann viele Personen vorstellen, unter diesen befand auch ich mich, und S. M. äußerte bei Nennung von Kossenblatt freundlich: Ei, da gehöre ich ja recht eigentlich hin und habe längst gewünscht, es zu sehen – worauf dann noch einige Worte über das Schloss und die Kirche folgten.«

Am Ende der Aufzeichnungen stellt der Pastor die Frage, ob denn der König wirklich einmal kommen werde. Aber er kam nie und auch keiner seiner Nachfolger, obwohl die Krone auch nach 1862, als das Gut zu bürgerlichem Besitz wurde, das Patronat über die Kirche behielt.

Die weißen Wände des durch hohe Fenster erhellten Raumes schmücken zwei Gemälde: das Bildnis eines Pastors namens David Stern aus dem 17. Jahrhundert, das, wie im unteren Teil vermerkt ist, die »sämtlichen Junker und



I Stuckrelief am Eingang der Königsloge.

Patrone« von Oppen ihrem »lieben Beichtvater zu stetem Ehrengedächtnis« gestiftet haben, und ein Gemälde mit dem Titel »Christus auf dem Wege nach Emmaus«. Und beide Bilder haben eine Geschichte, deren zweite ziemlich blamabel ist.

David Stern, der von 1641 bis 1662 das Pfarramt in Kossenblatt innehatte, ist für die Geschichte des Dorfes dadurch bedeutsam, dass er die Nachricht vom Treiben eines Schlossgespenstes für die Nachwelt erhalten hat. In seiner 1666 bei Erasmus Stößner in Frankfurt an der Oder im Druck erschienenen Leichenpredigt auf einen David von Oppen hat er in barocker Weitschweifigkeit beschrieben, wie der Verstorbene durch eine Geistererscheinung in Gestalt einer weißgekleideten Jungfrau, die sich sogar bei der Hochzeit zwischen das Paar ins Brautbett legte, in eine Gemütskrankheit und wohl auch in den Wahnsinn getrieben wurde. Als Beichtvater wusste der hier Porträtierte offensichtlich genau über die Schreckensvisionen des Kranken Bescheid.

Das zweite Bild, auf dem der Auferstandene am Ostermontag die beiden Jünger auf dem Weg nach Emmaus begleitet, ist die schwache Kopie eines 1883 entstandenen Gemäldes von

Bernhard Plockhorst (1825 – 1907), und das Blamable an ihm ist die Art seines Erwerbs. Es wurde nämlich 1901 für den Preis erstanden, den die Gemeinde für die Veräußerung eines viel älteren und viel kostbareren Bildes erhalten hatte: für die figurenreiche, um 1600 gemalte Darstellung der mit vielen Kindern gesegneten Familie von Oppen. Theodor Fontane hatte es bei seinem Kossenblatt-Besuch (1862) bewundert und es für ein Werk der Lucas-Cranach-Schule gehalten. Heute hängt das restaurierte Gemälde als Dauerleihgabe im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam.

Die Gräber, die die Kirche früher umgaben, sind nach Verlegung des Friedhofs an den Ortsrand eingeebnet worden; nur das Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges steht noch, schamhaft hinter Büschen versteckt. Eine Gedenktafel für die Toten des Zweiten Weltkrieges an der äußeren Südwand der Kirche ist kaum noch zu lesen. Die Gruftanbauten der von Oppen und von Barfus an der Nordseite sind nach den Plünderungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre zugemauert worden. Zwischen ihnen, in die Wand eingelassen, findet man einen Gedenkstein aus der glorreichen fri-

derizianischen Epoche, der von einer weniger glänzenden Seite des damaligen Lebens erzählt:

*Allhier ruhen die Gebeine
des zu Cossenblatt 30 Jahr
gestandenen Beamten
Friedrich Leopold Lengenick
geboren den 16ten Juli 1727
gestorben den 1ten Juli 1784 nebst
seinen 6 Kindern*

1. Charlotta gbor. 1756,
ertrunken 1758
2. August gbor. 1761,
an Zähnen gstor. 1762
3. Friedrich gbor. 1767,
an Mathigkeit gstor. 1768
4. Leopold gbor. 1759,
an Pocken gstor. 1769
5. Carolina gbor. 1757,
an Pocken gstor. 1777
6. Philippine gbor. 1773,
an Pocken gstor. 1777

Konrad Paßkönig

Gefäße fürs heilige Tauchbad

Mittelalterliche Steintaufen im Land Brandenburg

Konrad Paßkönig ist Naturwissenschaftler und beschäftigt sich als Mitglied der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg und der Niederlausitzer Gesellschaft für Geschichte und Landeskunde vor allem mit der Geschichte der mittelalterlichen Besiedlung.

Seit der 1992 abgeschlossenen Restaurierung der Nikolai-Kirche von Lauchhammer-Mitte steht die alte Taufe wieder am angestammten Platz im Westen des Kirchenschiffs. Als im Jahre 1847 die Kirche des damaligen Dorfes Bockwitz einen Taufständer aus Gusseisen

ses Thema ein Desiderat der Forschung ist. Wenn seitdem für Brandenburg eine gewisse Übersicht gewonnen werden konnte, sich heimische Werkstätten und so etwas wie »Taufsteinlandschaften« abzeichnen, ist dafür den Pfarrern, Kirchenältesten oder nur Schlüs-

selbewahrern der besuchten Kirchen ein großer Dank abzustatten. Dabei konnten die unterschiedlichsten Erfahrungen gewonnen werden. Ein spontaner Besuch in Willmersdorf wurde zur liebevollen einstündigen Kirchenführung; der Gottesdienst in Wilkendorf konnte mangels anderer Gäste und in gegenseitigem Einvernehmen allein der Granittaufe gewidmet werden; in Werder auf dem Barnim hieß es einfach »Wollen Sie sich die Kirche ansehen?« In der Regel waren die Besuche natürlich angemeldet, aber wenn nach längerer Fahrt das Ziel verspätet erreicht wurde, konnte es schon passieren, dass der überarbeitete Pfarrer die Kirche nicht mehr öffnete. Nun gut, soll die »Kuppa mit Rundbogenfries, wohl spätromanisch, auf Säulenstumpf mit Inschrift, um 1500« in der Mühlberger Stadtkirche warten. Unbedingt zu empfehlen ist ein kleiner Hinweis an den Kirchen, wo der Schlüssel liegt, jedenfalls wäre uns dann in Böcke und andernorts mühsames Durchfragen, in Bücknitz der Umweg über Ziesar erspart geblieben.

Unabhängig davon, ob ohne Unterbrechung in Benutzung oder lange abständig, hat sich von keiner Taufe mehr als der rohe Stein erhalten. Ursprünglich standen die Taufsteine reich gefasst im Westteil der Kirche, waren mit

einem Deckel verschließbar und hatten bei porösem Stein einen Metalleinsatz. Reste roter Farbe haften an den Taufsteinen in Tremmen und Falkenwalde. Neuzeitlich bemalt sind die Steine in Bad Freienwalde, Zinndorf und Lindena, wo bei der Farbuntersuchung 1994 vier Fassungen freigelegt wurden. Gegenständige Ausbrüche, Löcher oder Eisenstäbe am oberen Rand des Beckens sind die Spuren von Scharnier und Schließe des Deckels. In Böcke war 1898 der große halbkugelige Kessel noch vorhanden, in Finsterwalde wird nach Kauf einer Holztaufe 1598 der alte Taufstein 1606 mitsamt des kupfernen Kessels nach Baruth verkauft. In Bockwitz, Senftenberg, Kroppen sind schräg nach außen führende Bohrungen in der Kuppa vorhandenen, die wohl mit der Art der Beseitigung des Taufwassers nach der Reformation zusammenhängen. In Hohenleipisch gießt es der Küster 1618 in den Taufstein, »darinne ein Loch ist, daß es kann in die Erde sinken«. Die beim Bockwitzer Stück weggeplatzte Mündungsstelle kann von der Entfernung eines Abflusshahns herrühren.

Georg Pudelkos Publikation »Romanische Taufsteine« von 1932 klassifi-



| Bücknitz. Fotos: Konrad Paßkönig

geschenkt bekam, war sein mittelalterlicher Vorgänger überflüssig geworden und wanderte als Blumenkübel in den Garten des Pfarrers, wo er weder dessen Nachfolgern noch den Bearbeitern des Denkmalinventars auffiel. Durch Archivarbeiten mit der Örtlichkeit vertraut, beschloss ich eines Tages, die Umgebung von Kirche und Pfarrhaus genauer abzusuchen und fand jenen alten Taufstein nur wenige Meter neben einem oft begangenen Weg. Die schwere asymmetrische Kuppa mit zylindrischem Schaft ist aus dem Sandsteinblock sichtlich mühsam herausgearbeitet und fein übersponnen mit Rundbogenfries und darunter stehenden großen gotischen Majuskeln »AVE MARIA G«.

Bei der Suche nach Vergleichsstücken stellte sich bald heraus, dass die-



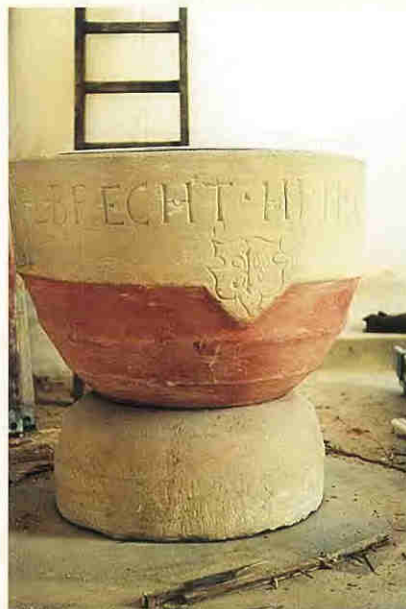
Bad Freienwalde |



| Saxdorf

ziert die drei Typen von mittelalterlichen Steintaufen, die in Brandenburg auftreten: Ein Pokal besteht aus Kuppa, zylindrischem Schaft und rundem oder eckigem, abgesetztem Fuß, ein Kelch hingegen aus der etwa halbhohen Kuppa und einem konischen Unterteil oder auch Fuß. Eine Kufe weist keine deutlich abgesetzte Kuppa auf, der Fuß nimmt nur ein Drittel der Gesamthöhe ein. Maßgebend für die Größe und den Durchmesser des Beckens war das bei der Kindertaufe zunächst übliche Untertauchen des ganzen Körpers – die Immersion. Das in der Zeit vor Ostern und Pfingsten geweihte Wasser blieb ständig in verschleißbaren Becken und war mit Salz haltbar gemacht, das bessere Gregorianische Weihwasser mit Wein, Salz und Asche. Der Wechsel zum bloßen Begießen vollzieht sich merkwürdig geräuschlos, ohne schriftliche Spuren zu hinterlassen und erreicht die Mark nicht vor dem 15. Jahrhundert. 1427 fordert Bischof Conrad von Havelberg, dass die Taufformel und das dreifache Untertauchen keine Nachlässigkeit erfahren darf. Hinweise auf die Abschaffung der Immersion sind Hans Wittens kleine Taufe für Annaberg von 1515, die Einfuhr der – zu vielen Zwecken nutzbaren – Taufschalen Ausgang des 15. Jh., darunter eine mit 1500 datierte in Henzendorf, und neue, kleinere Taufsteine. Die Reformation führt das Abendmahl in beiderlei Gestalt ein und schafft die Weihe des Wassers ab; die Beichte und wohl auch die Taufbräuche bleiben unangetastet. Die Protokolle der Kirchenvisitationen 1529 bis 1672 erwähnen das Abdecken der Taufsteine mit einem Tuch, kleine und große Taufkessel, bis zu sieben Taufkellen an einem Ort und fordern das Weggießen des Taufwassers sofort nach der Taufe. Demnach müssen merkliche Mengen angefallen sein und die Becken waren vor der Benutzung von Taufschalen immer noch gefüllt. In der Niederlausitz fehlen Taufschalen auf dem Lande noch nach dem

Dreißigjährigen Krieg, in Zerkwitz bis 1650, in Klettwitz bis 1669. In Bockwitz lässt sich die Umgestaltung des Taufsteins anhand der Ausgaben in den Kirchrechnungen verfolgen. Einer billigen Notlösung folgt 1670 die repräsentative Schale: 1666 – 6 Pfennige für Eisen zum Taufstein, 1667 – 3 Pfennige für 2 Taufbecken, 1668 – 1 Groschen 6 Pfennige für »ein rund Täfelchen auf den Taufstein«, 1670 – 104 Groschen für das neue zinnerne Taufbecken aus



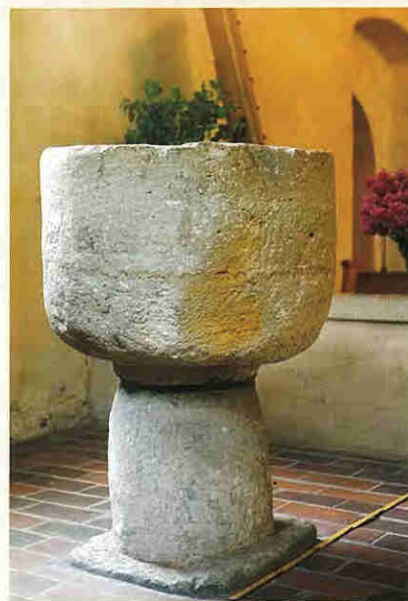
| Möthlitz

Großenhain. Während in der Stadt Senftenberg über einer 1580 in Dresden gekauften Taufe sicher durch bloßes Übergießen getauft wurde – wie es schon 1547 Lucas Cranach auf dem Wittenberger Altar darstellt –, bleibt das genaue Geschehen im nahebei gelegenen Dorf Bockwitz bis 1667 dunkel. Glaubt man der Heimatliteratur, die freilich auf Belege verzichtet, wurde das Kind im Tauffuch über das Becken gehalten und eingetaucht.

Zur Datierung muss also neben Form und Verzierung auch die Größe der stets annähernd halbkugelförmigen Höhlung herangezogen werden. Dazu wurden 50 vor 1600 entstandene Taufsteine in ein erstes Diagramm eingetragen, dessen senkrechte Koordinate die Tiefe, die waagerechte hingegen den oberen Durchmesser der Höhlung darstellen. Die sicher für (Total-)Immersion ausgelegten Taufen mit romantischem Dekor heben sich darauf deutlich als weit auseinandergezogene Punktwolke ab. Nahe beim oberen Rand des so definierten Bereichs der Immersionstaufen liegt die Taufe von Saxdorf, am unteren die spätromanische

von Bockwitz. Die Taufen mit gotischer Verzierung nehmen die unteren Zweidrittel ein. Das jüngste Stück ist die Taufe von Möthlitz – aus der 1982 abgerissenen Kirche von Jerchel –, deren Entstehungsjahr durch die zeitgleiche Umschrift »ANNO. DOMINI. 1.5.0.1. ALBRECHT. HVNECKE« bekannt ist. Die in der Literatur als spätmittelalterlich eingeordneten Taufen von Rauen und Zinndorf liegen nicht mehr im Bereich der Immersionstaufen, noch weiter weg die auf 1551 datierte von Gielsdorf. Es deutet sich an, dass der Wechsel im Taufritus in den ersten beiden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erfolgte. Ob einheitlich oder mit großem Zeitunterschied zwischen Stadt und Dorf oder verschiedenen Landschaften bleibt künftigen Untersuchungen vorbehalten, die erschwert werden durch die Seltenheit genau datierbarer Steintaufen.

Dass den Taufen aus Stein Holztaufen, im einfachsten Fall Fässer – wie sie vereinzelt in Mecklenburg erhalten geblieben sind – vorangingen, ist anzunehmen. In Brandenburg ein Unikat ist der gehöhlte Eichenstamm von Ferchensar. Als heimisches Steinmaterial bot sich, wie bei den Kirchen, anfangs nur der reich vorhandene Feldstein an, der aber nur im Nordteil Brandenburgs Verwendung fand. Die große, unverzierte Halbkugelschale in der Kirche von Wilkendorf bei Strausberg wurde schon 1863 von Theodor Fontane beschrieben. Eine weitere Kuppa, die im Volksmund den Namen »Tintenfass« trägt, benutzte um 1845 Fürst Pückler für die Gestaltung des Parks in Potsdam-Babelsberg. In der Kirche von Beveringen bei Pritzwalk wird über einem konisch



Rauen |



| Potsdam-Babelsberg

gehöhlten Findling getauft. In Dobberzin bei Angermünde liegt als Überrest ein mit Lilien und Masken verzierter Fuß. Das Gebiet der Findlingstauen, zu denen nach einer noch zu prüfenden Angabe auch der Pokal von Bad Freienwalde gehört, deckt sich seltsamerweise mit dem der Bronzetaufen, deren Südgrenze die Linie Brandenburg – Spandau – Berlin/Cölln – Frankfurt/Oder bildet. Große Ausnahmen im Norden sind die romanischen Taufen aus Sandstein unklarer Herkunft in Tremmen und Falkenwalde/Uckermark, einem Material, das bis zum Ausgang des Mittelalters selten bleibt und sich auf wenige Stücke in der Uckermark (Blindow) und Prignitz (Quitow, Kuhdorf, Bad Wilsnack, Kyritz) beschränkt. Die Prignitzer Sandsteintaufen kamen schon auf dem Wasserweg der Elbe ins Land und bei Brandenburg beginnt dann das Gebiet der zahlreichen Taufen aus Elbsandstein, dem Steinmaterial schlechthin im gesamten Südteil des Landes.

Meisterwerke und eindrucksvolle frühe Zeugnisse der Christianisierung sind die romanischen Taufen aus Elbsandstein um Mühlberg und in der Umgebung des einstigen Zisterzienserklosters Dobrilugk. Höhepunkt einer Reise in diese Gegend war ein Besuch in Saxdorf, der jahrzehntelangen Wirkungsstätte von Pfarrer Karl-H. Zahn, der gleichzeitig Kunstbeauftragter des Kirchenkreises ist. Unvergesslich zunächst der Gang durch den Garten hinter dem Pfarrhaus, ein Bambushain wie aus Hesses Siddharta. In der kleinen Kirche dann die romanische Kufe, ein Kessel mit acht flachen Rundbögen auf wulstförmigem Sockel, einfach und ge-

rade deshalb monumental. Über das Schicksal dieses Taufsteins hat der Entdecker 1934 in der »Schwarzen Elster« berichtet: Um 1850 verkaufte die Kirche in Martinskirchen den alten Taufstein nach Brottewitz, wo er auf einem Bauerngehöft über Generationen als Tränke diente, durch Frosteinwirkung zersprang und in den Vorgarten gestellt wurde. Das stark beschädigte Stück wurde 1934 in Martinskirchen wieder aufgestellt, 1975 nach Saxdorf umgesetzt und sorgsam restauriert. Ebenfalls auf Initiative Zahns vom Denkmalpfleger P. Bethge restauriert und wieder in Benutzung ist die frühgotische Kufe der Mühlberger Klosterkirche, die um 1983 nach Burxdorf kam. Noch nicht freigelegt war 1996 eine unter Müll begrabene Taufe in der Kirche von Altenau. Inzwischen kann es jeder in der Neuerscheinung des Dehios von Brandenburg nachlesen: »Großer romanischer Taufstein von schlichter Kelchform (Turmraum, ähnlich der in Saxdorf).«

Eine Besonderheit in der »brandenburgischen Taufsteinlandschaft« stellt das Gebiet um Rüdersdorf dar, markiert durch die Eckpunkte Berlin-Tempelhof, Bernau, Storkow: Hier stehen fast ausschließlich Kalksteintaufen. Die Produktion begann mit der großen Taufe für Tempelhof, die 1876 der Gemeindegemeinderat dem Märkischen Museum schenkte und die in der Mittelalterabteilung des Museums in der Berliner Nikolaikirche steht. Die zehnstufige Kupa ist mit einem charakteristischen Kerbschnittornament geziert, das in identischer Ausführung an den Taufen in Berlin-Stralau (neunseitig), Kiebusch (achtseitig) und Herzfelde

(zehnstufig) wiederkehrt und mit derselben Form geprägt wurde. Die vier Stücke belegen die Tätigkeit einer gotischen Werkstatt. Über ihre Datierung herrscht keine Einigkeit. Kurt Pomplun setzte sie in das »14., möglicherweise sogar noch 13. Jahrhundert«, neuere Autoren in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Genauso geformte zehnstufige Gefäße – angeblich aus Sandstein – stehen in Bernau und Weesow, ein kleineres siebenseitiges aus Kalkstein in Krummensee. Die untereinander recht ähnlichen und gestalterisch farblosen Rundtaufen aus Kalkstein in Rauen, Willmersdorf, Zinndorf, Werder, Klosterdorf, Rehfelde und Gielsdorf dürften aus einer länger tätigen späteren Werkstatt stammen. Das völlige Fehlen romanischer Taufen aus Kalkstein überrascht nicht. Es steht in Übereinstimmung mit der Beobachtung, dass er auch im Mauerwerk gleichzeitiger Feldsteinkirchen auf dem Barnim fehlt, insbesondere dort, wo er als Schmuckelement zu erwarten wäre: in den Laibungen der Fenster und Pforten.

So geben uns all diese Gefäße fürs heilige Tauchbad noch heute eine Vorstellung nicht allein von der Kunstfertigkeit mittelalterlicher Steinmetzen. Sie sind anschauliche Zeugnisse für den Wandel in der Form eines der wichtigsten kirchlichen Rituale.



Berlin-Tempelhof |

Peter Schmidt

Das Haus wird umgebaut

Die märkischen Landkirchen zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg

Dr. Peter Schmidt ist Historiker und z. Zt. Leiter des Bilderbogen-Dokumentationszentrums in Neuruppin.



Briest (Uckermark). Spätgotischer Marienaltar mit aufgesetzter Kreuzigungsdarstellung von 1600.

Fotos Dr. Peter Schmidt

Wer in die Altmark reist, auf den Barnim oder in die Uckermark, der wird hier – und das fast fünf Jahrhunderte nach Einführung der lutherischen Reformation im Brandenburgischen – auf eine Fülle mittelalterlicher, auf den ersten Blick nahezu unverändert erscheinender Kirchenbauten stoßen. Man mag sich fragen, ob man im Jahrhundert der Reformation, an der Schwelle zur Neuzeit, kein Bedürfnis spürte, sich von diesen doch die alte Kirche repräsentierenden Bauten zu trennen. Lag in ihrem Bewahren vielleicht ein Legitimitätsanspruch, die rechtmäßige Kirche zu sein? Sind diese Gotteshäuser darum heute gar Zeugnisse der Gemeinsamkeit christlicher Kirchen und sollten allein deshalb Anspruch auf bauliche Erhaltung haben, jenseits aller durch schwindende Gemeindezahlen und hohe Unterhaltungskosten be-

stimmten pragmatischen und also sehr zeitgebundenen Überlegungen?

Um dem Verständnis dafür, was im 16./17. Jahrhundert an und in den brandenburgischen Kirchen tatsächlich geschehen ist, nahe zu kommen, mag man sich vergegenwärtigen: Für die Gemeinden des 16. Jahrhunderts gab es keine äußeren baupraktischen Notwendigkeiten, die festgefügt Feld- und Backsteinkirchen aus der Kolonisationszeit zu ersetzen. Die spätromanischen und frühgotischen Bauwerke aus dem 13. Jahrhundert hatten sich allen äußeren Einflüssen gegenüber als sehr widerstandsfähig erwiesen, selbst Dorfbrände konnten sie kaum zerstören. Tatsächlich sind in der Mark bis in das 19. Jahrhundert hinein neue Kirchen auf dem Lande nur dann entstanden, wenn Baufälligkeit oder Zerstörung dazu zwangen. Die Mehrzahl der Neubauten – auch nach dem Dreißigjährigen Krieg – ersetzte daher keine älteren Steinkirchen, sondern Fachwerkbauten, die naturgemäß viel eher Bränden zum Opfer gefallen waren und ohnehin, je nach ihrer Solidität, im Abstand von einigen Jahrhunderten erneuert werden mussten.

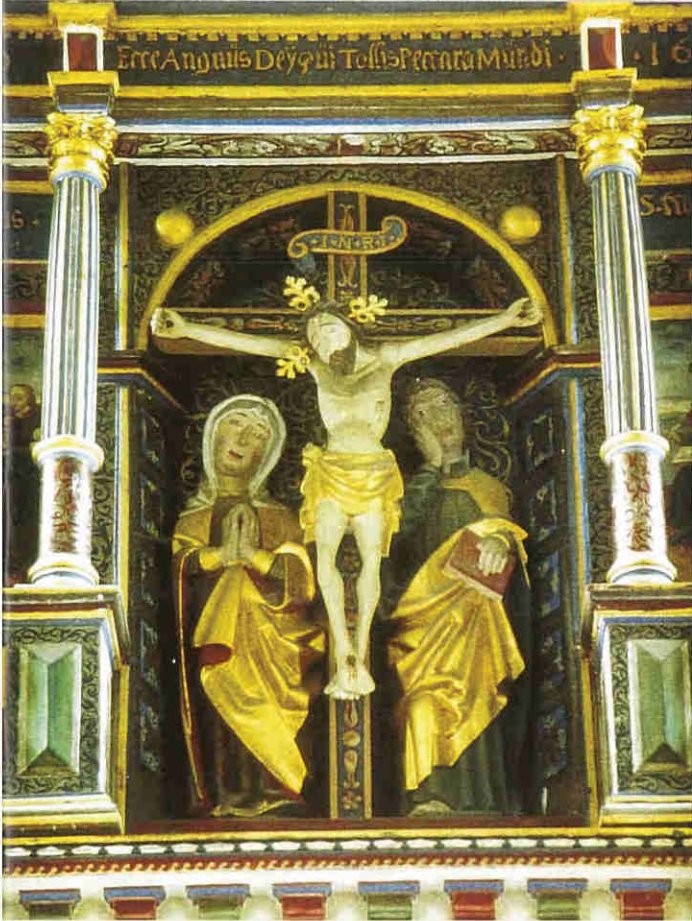
Im 16. Jahrhundert hätte ein Ersatz der mittelalterlichen Steinbauten nur aus einer inneren Notwendigkeit heraus geschehen können, die aber ebenfalls nirgendwo erkennbar ist. Nicht nur, dass sich die lutherische Kirche selbst nicht als neu und abgespalten empfand und von daher keine völlig anderen Gotteshäuser brauchte, lag es wohl vor allem daran, dass sich gerade im Mittelalter mit dem Kirchengebäude mehr als nur die Feier der heiligen Messe verband. Die Gemeinden hatten keine innere Veranlassung, dieses von ihren Vätern ererbte, den Dualismus von geistlicher und weltlicher Herrschaft spiegelnde, multifunktional genutzte Gebäude aufzugeben.

Blieb nur der lutherische Gottesdienst, der zu einer Veränderung des Kirchengebäudes hätte führen können, zu einem Wechsel der den einzelnen

Baugliedern zugeordneten Funktionen, zu einem Verzicht auf alte liturgische Ausstattungsteile und zur Anschaffung neuer Prinzipalstücke mit einem reformatorischen ikonographischen Programm. Und das ist tatsächlich geschehen. Allerdings nicht abrupt, sondern schrittweise, verstärkt beginnend erst im letzten Drittel des 16. und noch weit in das 17. Jahrhundert hineinreichend, bis dann der Dreißigjährige Krieg mit dem Umsturz aller sozialen Strukturen auch diese Entwicklung unterbrach. Am Baukörper, vor allem aber an der Innenausstattung, an den zahlreichen Renaissancewerken der Zeit von etwa 1580 bis 1630 lässt sich diese Umgestaltung der Kirchen ablesen. Denn das ist für den Kirchenbau in Brandenburg die eigentliche Folge der Reformation: Umbau, kein Neubau, ein schrittweises Einrichten der nun lutherischen Gemeinden in ihren alten Kirchen.

Die langsame, gleichsam evolutive Veränderung der Kirchen erklärt sich zum großen Teil daraus, dass der neue Gottesdienst in seiner äußeren Form zunächst weitgehend gleichgeblieben war; der Pfarrer trug dieselben Gewänder, er sang die Messe und so weiter. Für die Gemeinde war das Neue nur im Geist der Predigt und natürlich daran erkennbar, ob das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht wurde. Altar und Kanzel beließen die lutherischen Gemeinden an ihren traditionellen Orten, den Altar im Osten, im Chorbereich der Kirche, die Kanzel an der Südwand des Schiffes oder, wie in kleineren Kirchen bereits üblich, dem Altar angenähert am Triumphbogen. Auch die Altaraufsätze, die in Form geschnittener Retabeln mit Marien- und Heiligendarstellungen in vielen Dorfkirchen vorhanden waren, wurden zunächst beibehalten.

Es gab in Norddeutschland keinen Bildersturm und schon gar nicht in Brandenburg, dessen auf Ausgleich bedachter Kurfürst Joachim II. 1541 sogar vom Kaiser eine Duldung seiner Kirchenordnung bis zum Konzil erreicht



1 Briest (Uckermark). Kreuzigungsgruppe

hatte. Wir kennen Luthers liberale Haltung zu den Zeremonien aus seinem Brief an den Berliner Propst Georg Buchholzer vom Dezember 1539 (wenn der Kurfürst nur »will lassen das Evangelium Jesu Christi lauter, klar und rein predigen ohn menschlichen Zusatz, und die beide Sacrament der Tauffe und des Leibs und Bluts Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben ...«). Aber auch in der Frage der Bilder waren die Reformatoren zurückhaltend. Nicht die Bilder an sich, sondern ihr Missbrauch wurde abgelehnt. So blieben die alten Altäre und, wo es sie in den Landkirchen bereits gab, auch die alten Kanzeln in Gebrauch. Wie wenig störend sie empfunden wurden, zeigt neben der großen Zahl der überlieferten vorreformatorischen Schnitzaltäre das Beispiel der Kirche in Briest (Uckermark), wo der 1600 geschaffene lutherische Altaraufsatz mit der Kreuzigung im Oberteil den spätgotischen Marienaltar in die neue Komposition einbezog. Weil sie schadhafte und wurmstichig geworden waren, mehr noch aber weil sie den zeitgemäßen Auffassungen vom Schmuck einer Kirche nicht mehr genügten, dürften im 18. und besonders im 19. Jahrhundert mehr Altarretabeln verloren gegangen sein als im Zuge der Reformation. Sie wanderten in die Abstellkammern, wurden zu Brennholz oder von Samm-

lern für ein kleines Douceur privatisiert.

Die Inbesitznahme des bisher vom Priester allein beanspruchten Chorraumes durch die Gemeinde, möglicherweise ein sichtbarer Ausdruck für das allgemeine Priestertum der Gläubigen, dürfte die ersten baulichen Veränderungen bewirkt haben. Auch die Versetzung der Taufe aus dem westlichen Bereich der Kirche in die Nähe des Triumphbogens oder gar in den Chor ist ein weiteres deutliches Indiz dafür, dass die hierarchische Gliederung des Kirchengebäudes nun aufgebrochen worden ist. Die Staffelung der Kirche in Turm, Schiff, Chor und Apsis, gleichsam die Stufen des Menschen auf seinem Weg von der Fin-

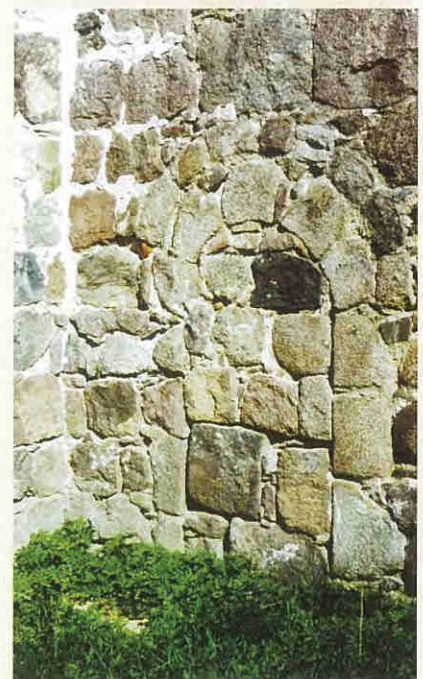
sternis ins Licht darstellend, hatte ihre Symbolkraft verloren. Mit der Aufgabe des separaten Chorbereiches wurden die Priesterportale entbehrlich und vielfach geschlossen. Ihre Vermauerungen signalisieren ebenso wie andere an den Außenwänden leicht erkennbare Portalversetzungen Veränderungen in der inneren Einrichtung der Kirche, bei der vor allem die Installation festen Gemeindegestühls in Schiff und Chor eine besondere Bedeutung besessen hat. Da allen Gemeindegliedern ein fester Platz in der Kirche angewiesen werden sollte, musste sich auch die weltliche soziale Struktur in der Kirche Geltung verschaffen, haben die gesellschaftlich vornehmsten auch die besten, das heißt Altar und Kanzel am nächsten stehenden Plätze beansprucht.

Welch nahezu existentielle soziale Bedeutung der Platz in der Kirche bis in das 19. Jahrhundert besaß, wissen wir aus den Stuhlregistern, den Verhandlungen um die Sitzverteilung bei Kirchenneubauten und aus den langwierigen Streitigkeiten, die jede angestrebte Sitzveränderung in der Kirche nach sich zog. Natürlich beanspruchten auch die Patronatsherren besondere Plätze wie überhaupt der Adel sehr bald mit Epitaphien und Erbbegräbnissen unübersehbar das Innere der Kirche eroberte. Dafür, dass nun im Prinzip je-

des Gemeindeglied auch unabhängig davon, wann und wie oft es zur Kirche kam, einen eigenen Sitz beanspruchte, reichte die Grundfläche der Kirchen nicht aus. Die Lösung dieses neuen Raumproblems brachten die Gemeindegemeinschaften, die hier ihren Ursprung haben und zunächst an der der Kanzel gegenüberliegenden Seite entstanden. Gestühl und Emporen aber waren es – viel mehr als die Altäre –, die in der Reformationszeit zu Kennzeichen protestantischer Kirchen wurden und es zum Teil bis heute geblieben sind.

Verschiedentlich sind für die baldige Errichtung festen Gestühls auch finanzielle Motive, in Form des aus der Vermietung einkommenden Stuhlgeldes, angenommen worden. Bei den Dorfkirchen spielte das jedoch keine Rolle; deren Einkünfte waren wesentlich solider fundiert. Sie hatten in der Kolonisationszeit Land – die Kirchenhufe – zugewiesen bekommen, aus dessen Erträgen alle Bedürfnisse des Kirchengebäudes (Reparaturen und Ausstattung) und des Gottesdienstes (Kerzen, Wein, Oblaten und so weiter) befriedigt werden konnten. Die erzielten Überschüsse aus dem Kirchenland waren bei guten Bodenverhältnissen sehr reichlich; Opfergeld oder Spenden machten bei allen Dorfkirchen bis ins 19. Jahrhundert hinein nur einen Bruchteil der Einnahmen aus.

Wenn aber die Einkünfte der Landkirchen direkt von agrarischen Überschüssen abhängig waren, das heißt vom Marktpreis des von der Kirchenhufe



Danewitz (Oberbarnim). Vermauerte Priesterpforte



Kraatz (Ruppin).
Turmaufsatz von 1597

gewonnenen Getreides, so müssen auch Kirchenbau und -ausstattung von der Agrarkonjunktur beeinflusst worden sein. Es sind immer wieder die politischen Unsicherheiten vor dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 und besonders die Annahme des Interims dafür verantwortlich gemacht worden, dass die lutherischen Gemeinden eine reformatorische Neuausstattung ihrer Kirchen lange nicht wagten und zumeist erst im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in Angriff nahmen. Die offensichtlichen Zusammenhänge mit dem gegen Ende des Jahrhunderts spürbaren Ansteigen der Getreidepreise sind jedoch bisher kaum beachtet worden. Dabei sind sie naheliegend, denn nicht nur die zahlreichen Renaissancealtäre, -kanzeln und -taufen datieren aus dieser Zeit, auch viele der bis zu 20 Meter hohen hölzernen Turmhelme, komplizierte, kunstvolle, aber auch teure Zimmermannsarbeiten, sind am Ende des 16. Jahrhunderts geschaffen worden. Es ist ganz offensichtlich, dass nach langen mageren Jahrzehnten eine neue Generation unter wirtschaftlich günstigeren Bedingungen das Bedürfnis verspürte, ihre Gotteshäuser zu modernisieren und zu schmücken, und das nun in den Vorstellungen eines gefestigten Luthertums realisierte.

Der Bildschmuck der lutherischen Kirche konzentrierte sich am Altar, an der Kanzel und der Taufe. Die diesen Prinzipalstücken eigene kultische Bedeutung, aber auch die an ihnen nur begrenzte Schmuckfläche führten zu einer dogmatisch bestimmten Bildauswahl. Die Motive der bildlichen Darstellungen sind nicht mehr die Legenden um Maria und die Heiligen, sondern werden allein aus der Bibel gewonnen. Als Hauptereignisse aus dem Leben Christi werden die Menschwerdung, die Taufe, das Abend-

mahl, die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt dargestellt, gerade die letzteren finden sich als Programm an nahezu allen Altaraufsätzen der Renaissance im norddeutschen Raum. Luther hatte zwar die Auswahl der Illustrationen zu seiner Bibel von 1534 überwacht und so die Anfänge einer protestantischen Ikonologie geprägt, aber selbst – abgesehen von der Empfehlung, biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testament darzustellen – keine Vorschriften oder Regeln für den kirchlichen Bildschmuck gegeben. Nur für den Altar hatte er die Abendmahlsdarstellung empfohlen. »Wer hie lust hette, tafeln auff den altar lassen zu setzen, der sollte lassen das abendmal Christi malen ... Denn weil der altar dazu geordnet ist, das man das Sacrament drauff handeln solle. So kündte man kein besser gemelde dran machen.« Dieser Empfehlung ist die lutherische Kirche bis ins 18. Jahrhundert gefolgt. Das Abendmahlsbild – als Relief oder Gemälde – erfuhr damit eine in vorreformatorischer Zeit unbekannte Auszeichnung und wurde zum Kennzeichen des protestantischen Altars.

Ebenso charakteristisch waren die lutherischen Kanzeln. Die hohe Bewertung der Predigt ließ die Kanzel in der Anfangszeit dem Altar gleichwertig werden. Entsprechend aufwändig war ihre Ausschmückung. Am häufigsten sind am Korb die Evangelisten dargestellt und als Träger eine Mosesfigur gewählt worden, die zum Ausdruck bringen sollte, dass das Evangelium auf dem Gesetzesruhe. Die Evangelisten boten sich zusammen mit einer Christusfigur als Salvator mundi schon allein aus praktischen Gründen für die fünf sichtbaren Seiten des viel-

fach achteckigen Kanzelkorbs an. Aber sie sollten, wie die wegen ihrer Vielzahl sich eher für eine Darstellung an Wänden oder Brüstungen eignenden Apostel, als glaubhafte Zeugen der Worte Gottes auch Vorbild und Mahner für Gemeinde und Prediger sein.

Erst die Ausstattung also, vor allem der Dreiklang von Altar, Kanzel und Gemeindegestühl, machte die ererbten Kirchen zu protestantischen Gotteshäusern. Und wenigstens mit dem Bildschmuck zum Lobe Gottes auch Belehrung und Bekenntnis verbunden waren, erfolgte die Neuausstattung der Landkirchen durch Gemeinden und Patrone erst im Zuge einer generellen Erneuerung und baulichen Instandsetzung. Das geschah fast eine Generation nach Einführung der Reformation, als sich das Luthertum längst gefestigt hatte, aber auch als den Gemeinden und Kirchen ausreichende finanzielle Mittel zur Verfügung standen. Es sind damit keine Zeugnisse spektakulärer Glaubenskämpfe. Es sind Zeugen eines friedlichen Denkens, Wollens und Tuns jener Generation, die vor vier Jahrhunderten in der Mark lebte. In den Kirchen haben sich diese in den Formen der Renaissance geschaffenen Werke trotz aller Verluste in einer Fülle erhalten wie an kaum einem anderen Ort. »Nur unsere Dorfkirchen stellen sich uns vielfach als die Träger unserer ganzen Geschichte dar, und die Berührung der Jahrhunderte untereinander zur Erscheinung bringend, besitzen und äußern sie den Zauber historischer Kontinuität.« Die in diesen Worten Theodor Fontanes auch anklingende Mahnung sollte nicht überhört werden.



Reichenow (Oberbarnim). Detail der Abendmahlsdarstellung in der Predella des Altaraufsatzes von 1622

Werner Ziems

Farben und »Fehlfarben«

Die Restaurierung historischer Kirchengestaltungen als denkmalpflegerische Aufgabe

Werner Ziems ist Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege



Schnitzfigur aus dem Landkreis Elbe-Elster – die originale Holzoberfläche ist stark überarbeitet, abgeschliffen, gekittet und gewachst. Fotos: Werner Ziems

Bis heute haben sich in unseren Kirchen viele Kunstschatze erhalten – Einzelobjekte aus verschiedenen Zeiten, aber auch vollständige Kirchengestaltungen. Im Laufe ihrer nicht selten jahrhundertealten Geschichte erfuhren sie immer wieder Veränderungen. Aus unterschiedlichen Gründen wurden sie vernachlässigt, fortgeräumt, teilzerstört, oder auch renoviert, verschönert und umgenutzt. Es gibt kaum noch Kunstwerke, die so erhalten sind, wie sie einst geschaffen wurden.

Heute misst man der Erhaltung und Pflege dieser wertvollen Zeugnisse vergangener Epochen große Bedeutung bei. Die Restaurierung entwickelte sich zu einer modernen Fachdisziplin. Aber was unterscheidet »restaurieren« von »wiederherstellen«, »instand setzen«, »erneuern«? Fragen, die für den Fort-

bestand der Kunstwerke von entscheidender Bedeutung sind.

Bei der Restaurierung ist aus vielen möglichen Varianten und Kombinationsmöglichkeiten über die richtigen Mittel und Methoden zu entscheiden. Dies bedarf im Vorfeld einer intensiven Auseinandersetzung mit dem konkreten Objekt wie der Problematik der Restaurierung. Der Laie kann kaum erkennen, worin der besondere Wert einer bestimmten historischen Kirchengestaltung besteht. Ebenso ist er oft überfordert, wenn aus dem Kreis der sich anbietenden Restauratoren der geeignete auszuwählen ist. Oft fallen auch die Kostenschätzungen extrem unterschiedlich aus. Dabei sind nicht unbedingt die Stundensätze ausschlaggebend, sondern unterschiedliche Auffassungen und Zielrichtungen bei der Restaurierung. Mitunter bieten auch Laien Restaurierungsleistungen an und verlocken ihre Auftraggeber durch sehr niedrige oder sogar kostenlose Angebote. Schon so mancher wohlgemeinte Eifer hat zu schwerwiegenden Substanzverlusten und irreparablen Schäden geführt.

All das macht deutlich, wie notwendig eine grundsätzliche Regelung für den Umgang mit wertvollen historischen Kunstwerken und Kirchengestaltungen ist. Als landeshoheitliche Aufgabe ist sie für das Land Brandenburg im Denkmalschutzgesetz vom 22.7. 1991 formuliert. Maßnahmen an Denkmalen, das betrifft auch das Inventar als Teil der Kirche, bedürfen einer denkmalrechtlichen Erlaubnis. Unter anderem sind darin die Aufgaben des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum als Fachbehörde festgeschrieben. Sie werden durch entsprechendes Fachpersonal, Architekten, Historiker, Kunsthistoriker und Restauratoren, wahrgenommen. Das umfangreiche Aufgabenspektrum umfasst alle Fragen der Restaurierung von der Erfas-



Teil eines Auferstehungsreliefs aus Kaakstedt – die phantasievolle Neufassung überdeckt den jahrhundertealten originalen Bestand

sung und Begutachtung des Bestandes bis hin zur Vorbereitung, Planung und Ausführung von Restaurierungsmaßnahmen.

Voraussetzung für alle Entscheidungen ist die genaue Kenntnis über den tatsächlich erhaltenen Bestand mit all seinen im Laufe der Zeit erfahrenen Veränderungen, Zutaten oder Reduzierungen. Der Vergleich mit dem Gesamtbestand im Land vorhandener Objekte ist bei der Bewertung der Qualität des Einzelstückes mit heranzuziehen. Neben dem Kriterium der Einzigartigkeit und der künstlerischen Qualität spielt der historische Aspekt eine sehr wichtige Rolle.

Veränderungen oder Umarbeitungen des so genannten Bildträgers und dessen Bemalung geben Aufschluss über die Geschichte des Kunstwerkes. Mit mikroskopischen, mikro-chemischen oder anderen Analyseverfahren werden Schichtenfolge und Farbmateriale der verschiedenen Bemalungen untersucht. Dabei sind vom Einzelobjekt ausgehend alle Teile der Ausstattung und des Raumes in die Betrachtung einzubeziehen. Die farbig gefasste Ausstattung steht in der Regel mit einer Wand-



Farbrekonstruktion des Kanzelaltars aus der Dorfkirche in Wismar, Landkreis Uckermark



Kanzelaltar in der Dorfkirche in Wismar – jetziger, noch nicht fertig gestellter Zustand

fassung im Zusammenhang. Häufig liegen mehrere Schichten von Fassungen in unterschiedlichsten Farbvarianten übereinander. Jede Zeit bediente sich ihrer eigenen Mittel und Vorbilder und schuf so einen unverwechselbaren zeit-typischen Ausdruck. Von besonderem Interesse ist die Fassung der Entstehungszeit, die Originalfassung. Die immer wieder erfolgten Renovierungen haben diese äußerst selten werden lassen. Aber auch alle anderen, späteren Fassungen sind als Ausdruck ihrer Zeit zu würdigen und erhaltenswert.

So ist einer gotischen Figur nicht mehr die gleiche Bedeutung beizumessen, wenn sie ihrer Farbfassung gänzlich entledigt und die originale Holzoberfläche stark überarbeitet – abgeschliffen, gekittet und gewachst – wurde, wie bei der abgebildeten Schnitzfigur aus dem Landkreis Elbe-Elster. Im 19. Jahrhundert war das Abläugen der ehemals farbigen Figuren häufige Praxis in den Skulpturensammlungen vieler Museen. Als die Figuren in großer Zahl aus den ungeheizten Kirchen in die gut geheizten Museumsräume einzogen, führte das zwangsläufig zum Ablösen der Farbfassungen vom hölzernen Untergrund. Mit der Abnahme der unansehnlich gewordenen Fassungsreste kam man gleichzeitig dem hochgeschätzten Idealbild riemenschneiderscher Schnitzfiguren nahe, die von vornherein ohne Farbfassung konzipiert waren. Auch heute noch führen Klimaschwankungen bei den äu-

ßerst empfindlichen Objekten zu schmerzlichen Substanzverlusten, wenn sie z. B. aus Sicherheitsgründen in beheizten Pfarrhäusern aufbewahrt werden. Mit der Reduzierung der zumindest noch in Resten vorhanden gewesenen originalen Bemalung verlieren sie einen wesentlichen Teil ihrer Originalität.

Aber auch vollständig bemalte Figuren können uns wenig oder sogar unangenehm beeindrucken. Bei dem Auferstehungsrelief aus Kaakstedt erinnert die phantasievoll ausgeführte Neufassung eher an Karussellfiguren als an jahrhundertealte Originale. In beiden Fällen wurde die Vielschichtigkeit der einst vorhandenen bzw. historisch gewachsenen Aussagekraft durch gut gemeinte »restauratorische« Maßnahmen auf nur eine Zeitebene reduziert. Die Authentizität des Originals ging dadurch zu einem großen Teil verloren. Der Verlust ist um so bedauerlicher, weil er unwiderruflich ist. Selbst dort, wo »nur« übermalt wurde, wäre eine spätere Freilegung äußerst zeit- und kostenintensiv und immer mit Beschädigungen der sehr empfindlichen Oberflächen verbunden.

Voraussetzung für die Restaurierung ist also eine gründliche Begutachtung der Schäden an der Holzsubstanz und Farbfassung. Beim Holzträger sind dies z. B. das Lösen von Holzverbindungen, Leimfugen oder Nagelungen, mechanische Beschädigungen wie Absplitterungen und Schäden durch Schäd-

lingsbefall, in vielen Fällen durch den so genannten Holzwurm. Aber auch Pilzbefall, etwa durch den Echten Hauschwamm, kann zu einer Schwächung der Holzsubstanz und gravierenden Verlusten führen. Die häufigsten Schäden an der Farbfassung sind Verschmutzungen, Verfärbungen und Lockerungen. Letztere werden vor allem durch die Eigenschaft des Holzes, entsprechend der Luftfeuchtigkeit zu schrumpfen oder zu quellen, verursacht. Dabei verliert die Farbfassung ihre Haftung zum Untergrund. Das Bestreben, Kirchen durch den Einbau von Heizungen ganzjährig und für möglichst viele verschiedene Veranstaltungen zu nutzen, steht leider im Gegensatz zur Erhaltung der wertvollen, farbig gefassten hölzernen Kunstwerke. Durch eine klimagesteuerte Regulierung moderner Heizungsanlagen können diese negativen Folgen zwar begrenzt, praktisch aber kaum vermieden werden.

Zu prüfen ist, ob die Schäden akut, d. h. fortschreitend, sind und die Gefahr des Substanzverlustes besteht, um gegebenenfalls schnell Gegenmaßnahmen einzuleiten. Nicht alle dramatisch aussehenden Schäden sind für den Bestand eine unmittelbare Gefahr; so etwa ein nicht mehr aktiver Wurmbefall, sofern die Holzsubstanz noch ausreichend stabil ist.

Im Ergebnis der Bestands- und Schadenserfassung sind Maßnahmen vorzuschlagen, die als Notsicherung sofort oder als grundlegende Konservierung/Restaurierung auch später erfolgen können. Im Unterschied zur Restaurierung dient die Konservierung mit einem Minimum des Möglichen ausschließlich der Substanzerhaltung. Oft ist es aber notwendig, über die reine Bestandssicherung hinaus eine ästhetische Verbesserung vorzunehmen. Hierzu gehören die meist sehr zeitraubende Freilegung von Farbfassungen, aufwändige Ergänzungen oder die Rekonstruktion verloren gegangener plastischer bzw. gemalter Teile, wie z. B. bei dem Kanzelaltar aus Wismar/Uckermark.

In der Regel wird nach dieser Bestandsaufnahme eine Restaurierungskonzeption erarbeitet. Dabei ist auch der Aspekt der Nutzung für den gottesdienstlichen Gebrauch zu beachten. Auf der Grundlage dieser Konzeption lassen sich Kostenangebote von Fachrestauratoren einholen. Vergaberichtlinien öffentlicher Geldgeber verlangen zunehmend die Einholung mehrerer Angebote, um durch Ausnutzung des Wettbewerbes die Kosten möglichst niedrig zu halten. Dies macht aber nur Sinn, wenn die angebotenen Maßnah-

men tatsächlich identisch sind, d. h., wenn die Kostenangebote auf der Grundlage einer genauen Beschreibung der Maßnahmen und eines einheitlichen Leistungsverzeichnisses erfolgt sind. Vor anderen Kosten senkenden Arbeitsmodellen, wie z. B. ABM, sei ausdrücklich gewarnt. Ohne die ständige Anleitung durch verantwortliche und qualifizierte Restauratoren ist der Einsatz dieser »Hilfsrestauratoren« verantwortungslos und unzulässig.

Nach ersten Ausführungsproben können sich Korrekturen am Restaurierungskonzept als notwendig herausstellen, weshalb eine intensive fachliche Begleitung während der Restaurierung anzustreben ist.

Unverzichtbarer Bestandteil einer Restaurierung ist die Dokumentation, der Nachweis aller ausgeführten Arbeiten und der dabei verwendeten Mittel. Die schriftlichen, zeichnerischen oder fotografischen Unterlagen können bei späteren Maßnahmen eine große Hilfe sein und zusätzliche Untersuchungen ersparen. Angebracht ist eine mehrfache Ausfertigung. Wird ein Exemplar im zentralen Archiv der Denkmalfachbehörde in Wünsdorf deponiert, ist es auf lange Zeit zugänglich. Bei den verwendeten Materialien ist deshalb größter Wert auf Lagerungsbeständigkeit zu legen.

Einige Probleme bei Restaurierungen lassen sich am Beispiel des Kanzelaltars aus der Dorfkirche Wismar im Landkreis Uckermark veranschaulichen:

1741 für die Dorfkirche in Schwarzensee bei Strasburg geschaffen, wurde der Kanzelaltar 1964 vor dem Abriss der baufälligen Fachwerkkirche geborgen. Er sollte im Nachbardorf Wismar wieder aufgestellt werden, wo der ursprüngliche Altar wohl ein Opfer des Holzwurmes geworden war. Nach langjähriger Zwischenlagerung an zum Teil der Witterung ausgesetzten Orten in Strasburg wurden erste Restaurierungsmaßnahmen nach den Vorgaben eines praxiserfahrenen Restaurators ausgeführt. Entsprechend der damaligen Konzeption sollte der gesamte Altar neu gefasst werden. Die vorhandene Farbgebung wurde als eine nicht erhaltenswerte Fassung aus jüngerer Zeit interpretiert und bis auf einige wenige quadratzentimetergroße Restflächen abgebeizt. Anschließend überzog man die freigelegten Bereiche mit einer weißen Grundierungsschicht. Einige bereits neu gefasste Teile – ein Kapitell und ein Teil der Schalldeckelbekrönung – belegen das damalige Farbkonzept. 1993 begann das Brandenburgische Landesamt für

Denkmalpflege mit einer gründlichen Untersuchung der noch verbliebenen Fassungsreste. Dabei stellte sich heraus, dass es sich nicht um eine relativ junge Fassung handelte, sondern um die zum Teil sehr gut erhaltene Originalfassung von 1741, die partielle Übermalungen, besonders in den ursprünglich versilberten Partien aufwies. Das originale Blattsilber war, nicht durch eine Ölschicht geschützt, vollkommen oxidiert und nur als schwarze Schicht erkennbar. Darauf lag eine dicke Schicht aus Goldbronze.

Die Erhaltung dieses in seiner ursprünglichen Ausführung sehr prächtigen barocken Kunstwerkes machte einen völlig neuen Restaurierungsansatz notwendig: die Konservierung aller noch verbliebenen Fassungsbereiche und deren Integration in die ansonsten notwendige Fassungsrekonstruktion. Fehlstellen wurden retuschiert, d. h. im Farbton der Umgebung mit einer leicht

ten erstere eine neue Blattsilberauflage, die leicht patiniert wurde. Der Vergleich zwischen den Ergebnissen des ersten, vor 1993 erfolgten Rekonstruktionsversuchs und der später restaurierten, d. h. gereinigten und retuschierten Originalfassung lässt deutlich die Farbunterschiede erkennen. Die Fassungsbeurteilung waren durch die früheren Bearbeiter augenscheinlich stark fehlinterpretiert worden. Mit einiger Phantasie und dem Blick auf andere Objekte lässt sich vorstellen, welches andere Aussehen der gesamte Altar angenommen hätte, wenn die Bearbeitung nach dem damals begonnenen Konzept weitergeführt worden wäre. Die vollkommen neue Farbigkeit wäre bestenfalls in Teilbereichen mit dem Original vergleichbar gewesen.

Seit 2000 ist der Kanzelaltar in der Kirche in Wismar aufgestellt. Leider konnten die für die notwendige Rekonstruktion der originalen Farbfassung



Kanzelaltar Wismar, Schleierbrett der Schalldeckelbekrönung mit erster Farbkonstruktion – sehr viel bunter als das Original, Silber und Gold, Weiß und Gelb



Ein Schleierbrett der Schalldeckelbekrönung mit rekonstruierter Originalfassung unter Einbeziehung der wenigen erhaltenen Reste der originalen Fassung. Der Vergleich beider lässt deutlich die Farbunterschiede und damit eine vollkommen andere Gesamterscheinung erkennen

wieder entfernbaren, in Wasser gebundenen Farbe eingetönt. Für die schwarzen, ursprünglich silbernen Partien führte man zunächst Proben an den Schleierbrettern der Schalldeckelbekrönung aus. Um die Diskrepanz der originalen, natürlich gealterten Fassungsbeurteilung zu den neu zu fassenden nicht noch größer werden zu lassen, erhielt

erforderlichen finanziellen Mittel durch die kleine Kirchgemeinde noch nicht vollständig aufgebracht werden, so dass die Arbeiten bisher nur zu einem Teil abgeschlossen wurden. Aber schon jetzt kann man sich ein relativ authentisches Bild von der Gestaltungskraft unserer Vorfahren im 18. Jahrhundert machen.

Jan Feustel

Preußische Geometrie

Barocke Zentralbauten unter den brandenburgischen Dorfkirchen

Dr. Jan Feustel ist Autor mehrerer Bücher zur Geschichte und Kultur Berlins und der Mark Brandenburg.

So liest man es in alten märkischen Wanderbüchern: Wer beim Durchstreifen der heimischen Landschaft die Orientierung verloren und auch noch seinen Kompass daheim vergessen hat, schaue sich nach der Silhouette einer Dorfkirche um. Wo bei dieser nämlich der Turm steht, ist Westen! Und im Normalfall hat dieser Ratgeber auch Recht – denn die traditionelle Gestalt der rustikalen Gotteshäuser als Längsbau mit dem Altar gen Sonnenaufgang und dem Glockenträger gen Sonnenuntergang dominiert im Lande Brandenburg weithin. Ausgesprochenes Pech allerdings hat jener verirrte Wanderer, wenn in je-



Lindenberg |



| Krausnick. Foto: E. Wohlgezogen

nem anvisierten Dorf einer der wenigen märkischen Zentralbauten als Gotteshaus dient – dann aber kann er mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass jene »desorientierende« Kirche aus der Kunstepoche des Barock stammt.

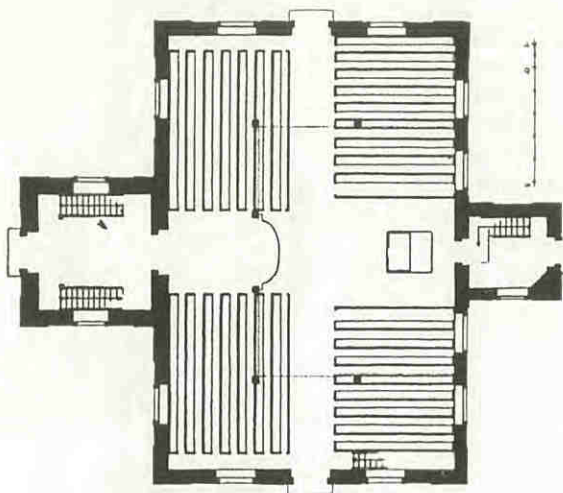
»So kommt der Glaube aus der Predigt« – dieses Wort des Apostels Paulus aus dem Römerbrief könnte als Leitsatz über dem Protestantismus des Barockzeitalters stehen.

Die Kirchen der Reformation verstanden sich vorrangig als »Kirchen des Wortes«. So verkümmerte im Gottesdienst auch die Liturgie, und die Wortverkündigung erhielt absolutes Primat. »Die Sakramente, dieses sichtbare Wort Gottes, haben einerley Absicht mit der Predigt und sind nur zur Verstärkung ihrer Wirkung da«, heißt es 1779 in der Einweihungspredigt der Kirche in Oberweißbach. Dementsprechend wandelte sich auch die Vorstellung vom Gotteshaus. Die mittelalterliche katholische Kirche als »Meßkirche« erforderte einen abgesonderten Chorraum, in dem die Geistlichen die Messe hielten, und einen nach Osten ausgerichteten Altar. Auch ein langgestrecktes Gemeindeschiff war zum Beispiel für Prozessionen sehr pas-

sabel. Für die Gestaltung evangelischer Kirchen jedoch stand die Predigt im Mittelpunkt. »In protestantischen Kirchen siehet man also vornehmlich darauf, dass eine große Menge einen einzigen Prediger wohl sehen und hören könne«, schreibt Leonhard Christoph Sturm, der bedeutendste Kirchenbauteoretiker des deutschen Barocks. So kommt kaum eine protestantische Kirche in der Barockzeit ohne Emporen aus, damit während der ausgedehnten Predigt jedes Gemeindemitglied – streng geordnet nach der sozialen Stellung – seinen festen Sitzplatz hatte. Auch der Kanzelaltar, die Erhebung der Predigtstätte in das Zentrum des Raumes über den Altartisch, war nicht nur Ausdruck jenes Primats der Wortverkündigung, sondern auch akustisch und optisch äußerst günstig. Architektonisch realisierte sich dieser »einheitliche Predigtsaal« vor allem in Zentralbauten – nicht nur wegen der unbestreitbaren Zweckmäßigkeit. Galten doch Zentralisation, Axialität und Symmetrie auch als »Ausdruck der einen, von Gott gesetzten Weltordnung, die sich im Gottesdienst und Kirchenbau wie auch im ganzen Gefüge der menschlichen Gesellschaft verkörpert« (Hartmut Mai). So wurde praktisch kei-



Großderschau



Umriss des Dachreiters, der im Schnittpunkt der Kreuzarme liegt, verrät die spätere Entstehungszeit. Hier zeigt sich auch die häufige Motivation zur Errichtung dörflicher Zentralbauten: Das Gotteshaus, auf einem Hügel über dem Dorfe gelegen, war durch eine Lindenallee mit dem Herrenhaus verbunden und kehrte der Ortschaft als Eingangsfront jenen südlichen Kreuzarm mit Patronatsloge und darunter gelegener Gruft zu – die Kirche war als repräsentativer

ne der barocken Stadtkirchen in Berlin und Potsdam im 17. und 18. Jahrhundert mehr als traditioneller Längssaal gebaut.

Bei brandenburgischen Dorfkirchen jener Kunstepoche dominierte allerdings weiterhin ebenjene überkommene Bauform: der Längssaal mit dem Altar an der einen und dem Turm an (oder über) der anderen Schmalseite. Einerseits hielt man nämlich »auf dem flachen Land« sowieso stärker an tradierten Formen fest. Andererseits war bei kleinen Gotteshäusern auch die Hör- und Sichtbarkeit des Predigers kaum von einer zentralen Raumform abhängig. Dennoch könnte man aus den Grundrissen der seltenen barocken Zentralbauten unter ihnen sozusagen immer noch ein Lehrbuch der Geometrie illustrieren – oft geht ihre Anlage nämlich auf einen adligen Patron zurück, der sich durch solch hochragenden Bau sein Guts-Ensemble monumental und malerisch komplettierte.

Als nach dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg in der Mark wieder Kirchenbauten entstanden, herrschte unter den zentralen Anlagen bis etwa 1720 eine Grundrissform vor: das griechische (also: gleicharmige) Kreuz. Als Vorbild diente dabei die niederländische Architektur, war doch der brandenburgische Hof seit dem Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum calvinistischen Bekenntnis 1613 und der Heirat Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, 1646 mit Luise Henriette von Nassau-Oranien dem dortigen

Herrscherhaus eng verbunden. Nach dem Kriege arbeiteten auch zahlreiche holländische Architekten in der Mark. Einem von ihnen, Cornelis Ryckwaert – ab 1667 Festungsbaumeister in Küstrin –, wird auch der Entwurf für eine der frühesten und originellsten Barockdorkirchen des Landes zugeschrieben. Rings um den quadratischen, holzkuppelüberspannten Hauptraum der 1667–69 errichteten Dorfkirche in Lindenberg bei Beeskow sind vier schmalere, niedrigere, tonnengewölbte Kreuzarme angeordnet. Flache Pilaster gliedern außen wie innen die verputzten Wände, eine Laterne bekrönt das Pyramidendach. Wer Ryckwaerts berühmtesten Bau vor Augen hat, die 1682–1696 entstandene Trinitatiskirche in Zerbst, erkennt die Analogie der Baugestalt: Ryckwaert, der sich eher an der »klassizistischen« Baukunst Palladios orientierte, mag hier in ländlichem Rahmen sozusagen erst einmal »ausprobiert« haben, wie sich die Grundform der berühmten Villa Rotonda jenes italienischen Baumeisters im Sakralbau anwenden ließ.

War die Lindener Kirche also Vorstufe eines städtischen Bauwerkes, so erweist sich die zweite bedeutende »Kreuzkirche« in märkischen Dörfern gleichsam als Nachklang eines solchen: Die am 15.2. 1728 eingeweihte Dorfkirche in Krausnick (Unterspreewald) gleicht der 1694–95 errichteten Luisenstädtischen Kirche in Berlin in architektonischer Formgebung wie in der Fachwerkbauweise. Nur der bewegte

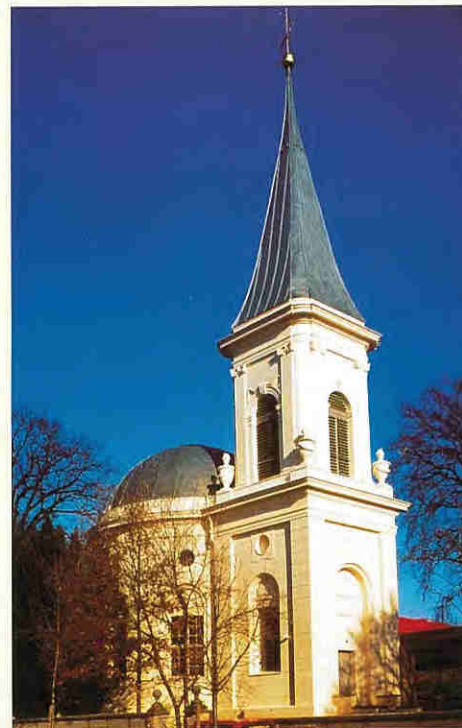
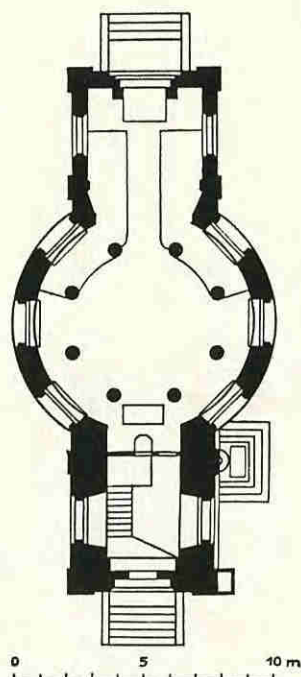
Blickpunkt deutliches Symbol der feudalen Dorfherrschaft. Noch im Baujahr allerdings musste der Gutsherr Friedrich Erdmann von Oppen das Dorf unter königlichem Druck an Friedrich Wilhelm I. verkaufen. Das Monogramm des Prinzen August Wilhelm, der Krausnick mit der ganzen Herrschaft Königs Wusterhausen vom Vater geschenkt erhielt, zierte auch den Kanzelaltar im Nordarm. Während in Lindenberg noch ein großer bildreicher Altaraufbau traditionell den östlichen Kreuzarm einnahm und die Kanzel separiert stand, ist hier in Krausnick der protestantische Zentralbau in aller Konsequenz durchgestaltet.

Ein Kanzelaltar, über dem ehemals auch noch die Orgel stand, schmückt auch den Ostarm des dritten bedeutenden Dorfkirchenbaus auf griechischem Kreuz – die 1756/57 errichtete Dorfkirche in Brunne. Auf den ersten Blick erinnert sie allerdings an traditionelle Gotteshäuser: Im Westen ist ein reich gestalteter Turm jenem kreuzförmigen Schiff vorgesetzt. Die Ausrundung der Ecken und die Vorwölbung der Emporenbrüstungen sind nicht nur ästhetisch reizvoll, sie können auch als Reaktion auf die harsche Kritik Leonhard Sturms verstanden werden. Der verwarf in seinen 1712 und 1718 erschienenen Büchern nämlich jene Kreuzform, weil dabei der Altar in einem der Arme für einen Teil der Kirchenbesucher durch die inneren Ecken unsichtbar blieb, vom größeren Aufwand an Mauerwerk für dieselbe Anzahl an Plätzen abgese-

hen. Deshalb wurden auch seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts keine Kreuzkirchen mehr in den Städten Berlin und Potsdam errichtet. Dort wandte man sich nun dem Quersaal zu, einer der Empfehlungen Sturms: Der Kanzelaltar wurde an einer Längswand des rechteckigen Raumes aufgestellt, der Turm nahm dabei oft die gegenüberliegende Seite ein. In Stadt- wie besonders in Garnisonkirchen konnte man so die große Anzahl an Besuchern mit guter Sicht auf den Prediger unterbringen.

So groß waren die Landgemeinden aber nicht, darum finden wir den Quersaal nur bei einem einzigen Neubau einer märkischen Dorfkirche angewendet. Für die Kolonistensiedlungen, die bei der Trockenlegung des Rhin- und Dossebruches unter Friedrich II. rings um das alte Sieversdorf entstanden, wurde unter königlichem Patronat 1785 eine solche schmucklose, aber geräumige Quersaal-Kirche in Großderschau errichtet, denn der zentral gelegene Bau musste die Bewohner von zehn Ortschaften aufnehmen. Ein ähnlicher, im Grundriss T-förmiger Quersaal in Stolzenhagen bei Angermünde entstand 1737 »nur« als Umgestaltung einer mittelalterlichen Saalkirche, die von P. Sucrow aus Eberswalde durch einen turmgekrönten Südanbau erweitert wurde. Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang aber die 1945 zerstörte Dorfkirche in Lossow bei Frankfurt/Oder von 1741–46, die den Grundriss des griechischen Kreuzes originellerweise mit der inneren Gliederung einer T-förmigen Quersaalkirche verband.

Häufiger sind in märkischen Dörfern die Grundrissformen für »eigentliche« Zentralbauten realisiert worden, die Sturm empfohlen hatte. Seine Vorschläge für dreieckige Kirchen oder solche in Winkelhakenform allerdings schienen den heimischen Bauherren doch allzu kurios und ungewohnt, und ein einziges rustikales Gotteshaus im Lande Brandenburg erhebt sich über einem vollen Kreisrund. Dabei realisierte die am 31. 10. 1771 eingeweihte Dorfkirche von Eiche sozusagen nur eine Idee Friedrich des Großen, lag sie doch in einer Blickachse vom Neuen Palais her. Ursprünglich wollte der Monarch jene »Parkkulissee« – so schreibt Manger in seiner Baugeschichte Potsdams von 1790 – sogar im Stil einer türkischen Moschee errichten lassen, wählte dann aber stattdessen eines seiner Lieblingsbauwerke als Vorbild: Der Architekt Georg Christian Unger hatte den runden Kuppelraum au-



Eiche |

genscheinlich auf Wunsch des Königs nach dem »Urbild« des römischen Pantheons zu gestalten. Der südlich angrenzende Turm über der Sakristei bildete dabei ehemals mit seiner steilen Spitze den exakten Mittelpunkt jener Sichtverbindung zum Schloss. Die ungewöhnliche Baugestalt führte auch prompt zur Volkslegende, der Bau sei ursprünglich wirklich als Moschee für Muslime errichtet worden ...

Ganz so ungewöhnlich wie der »heidnische« Rundbau sind polygonale Zentralbauten unter den märkischen Dorfkirchen nicht. Schon der vielleicht erste Dorfkirchenneubau nach dem Dreißigjährigen Krieg in Bärenklau bei Oranienburg entstand 1666 über dem ganz singulären Grundriss eines Sechsecks. Die großen Rundbogenfenster und das unverputzte Backsteinmauerwerk – ungewöhnlich für brandenburgische Barockbauten – weisen auch hier deutlich auf holländische Vorbilder. Ließ doch die Kurfürstin Luise Henriette aus dem niederländischen Hause Oranien dieses Kirchlein für die acht Freisassen errichten, die sie ein Jahr zuvor auf der ehemals wüsten Dorfstätte angesiedelt hatte.

Zu den schönsten Barockkirchen des Landes überhaupt zählt aber der am 3. 12. 1752 eingeweihte verputzte Achteckbau in Golzow, südlich der Stadt Brandenburg. Wieder bestand eine axiale Beziehung zwischen dem Herrenhaus, märkischer Stammsitz des

Geschlechtes derer von Rochow, und der auf künstlich angestellter Hügelpuppe hochragenden Kirche. Die Form des regelmäßigen, laternenbekrönten Oktogons wird oft auf die Erfahrungen ihres Baumeisters Christian August Naumann dem Älteren als Bauleiter bei der Böhmischen und der Dreifaltigkeitskirche in Berlin zurückgeführt, zweier Rundkirchen mit Andeutungen der Kreuzform. Auch soll die Nähe jenes Grenzortes zum damaligen Sachsen mit seinen vielen berühmten Zentralbau-Kirchen die Formgebung beeinflusst haben. Da die Acht aber als die Zahl der Vollendung, der Auferstehung und des ewigen Lebens galt und damit Grabkapellen oft oktogonal errichtet wurden, dürfte auch die Assoziation zu einem denkmalhaftem Familienmausoleum die Wahl jener Baugestalt der Golzower Kirche beeinflusst haben – erhebt sie sich doch über der Rochowschen Familiengruft. Das Innere bestimmt die so genannte Trias – Altar, Kanzel und Orgel sind übereinander angeordnet.

Ebenfalls hoch überm Gutspark, neben dem Herrenhaus, liegt die 1737 errichtete Kirche von Großwudicke bei Rathenow, ehemals zum Kreis Jerichow und damit ab 1815 zur preußischen Provinz Sachsen zählend. Auch hier war das Erbbegräbnis der Gutsherrenfamilie Möllendorf der Kirche zugeordnet. Das Achteck wird allerdings »queroblong« in die Länge gezogen.

Ein Dachturm in der Mitte des Mansarddaches und der Haupteingang an der Längsseite betonen am Äußeren den Zentralbaucharakter, der Innenraum hingegen ist längsgerichtet, ein schlichter Kanzelaltar steht vor der östlichen Schmalseite.

Ähnliches gilt für einige Fachwerkkirchen im Norden Brandenburgs – gestreckte, oft unregelmäßige Polygone bilden den Grundriss, innen sind sie ebenfalls längsorientiert. Ein zentraler Dachreiter wie in Wulkow (bei Kyritz) mag noch zentralisierend wirken. Wenn aber in der 1709 errichteten Plänitzer Kirche der Westturm halb eingebaut ist, ist die »barocke Geometrie« nur noch schwer vom traditionellen Längsbau zu unterscheiden. Originell verbindet die kleine Feldstein-Dorfkirche in Grünberg in der Uckermark (1792/93) diese landschaftliche Tradition mit dem aufkommenden Frühklassizismus: Über dem ovalen Grundriss markiert wieder ein Achteckturm die Mitte des Daches, innen tragen kannelierte Holzsäulen die Putzdecke.

Am relativ häufigsten unter den zentralen Grundrissformen tritt das Quadrat auf – und zwar gerade bei kleinen und schmucklosen Gotteshäusern. Wieder besitzt der älteste derartige Bau sozusagen holländische Wurzeln. Seit 1659 entstand im entwässerten Havelbruch für klevisch-holländische Siedler die Kolonie Neuholland. Die calvinistische Gemeinde erhielt 1710 ein schlichtes, quadratisches Gotteshaus offensichtlich nach »heimischem« Vorbild:

Das Pyramidendach bekrönte ehemals ein achtseitiges Türmchen, bis auf

den Giebel überm Eingang der einzige Schmuck der verputzten Mauern. Ebenso schlicht erscheint die 1732 auf Order und Kosten des »Soldatenkönigs« Friedrich Wilhelm I. erbaute Dorfkirche von Drewitz bei Potsdam, hier soll das Vorbild der Potsdamer Hof- und Garnisonskirche – ein Quersaal – als Anregung gedient haben. Die Mauern unterm türmchengeschmückten Zelt Dach waren ehemals aus Fachwerk, heute bedeckt Putz weithin massiv erneuerte Wände.

Ebenfalls als völlig neu gebaute Rekonstruktion präsentiert sich die ursprünglich 1779 errichtete Fachwerkkirche im havelländischen Klein Behnitz. Von Anfang an ein massiver Steinbau (der einzige unter den sechs von Friedrich II. im meliorierten und kolonisierten Oderbruch neu errichteten Kirchen), blieb das Gotteshaus von Neutornow dennoch nicht in seiner originalen Gestalt erhalten. An das quadratische Gotteshaus, das von Ingenieur-Obrist-Lieutenant Petri unter ungewöhnlich intensiver Anteilnahme des Königs 1769/70 erbaut wurde, fügte man 1877 auf dringenden Wunsch der Gemeinde einen »richtigen Turm« an, dessen Spitze angeblich der alte Dachreiter des Zelt daches bildete. Nach einem Brand 1929 wirkt die ein Jahr später wieder hergestellte Kirche vor allem im Inneren heute jedoch fast wie ein zeitgenössischer funktionalistischer Raum.

Den Unterschied zwischen diesen kubisch-einfachen preußischen Bauten zum formenreichen sächsischen Barock zeigt ein einziger Blick auf die 1729 errichtete Gutskapelle zu Reuden in der damals sächsischen Niederlausitz. Hier ist der quadratische Hauptraum durch kräftige Eckpavillons und eine halbrunde Apsis gegliedert. Pars pro toto soll dieser Bau für die bis 1815 sächsischen Teile des Landes Brandenburg stehen, wie auch hier die ehemals märkischen Zentralbauten außerhalb der heutigen Landesgrenze – in Berlin und der Neumark – nicht behandelt werden sollten. Die wenigen Beispiele jener »preußischen Geometrie« im Lande Brandenburg zählen für den Kulturtouristen allerdings zu den einprägsamsten und originellsten Dorfkirchenerlebnissen.



Golzow (Lkrs. Potsdam-Mittelmark)



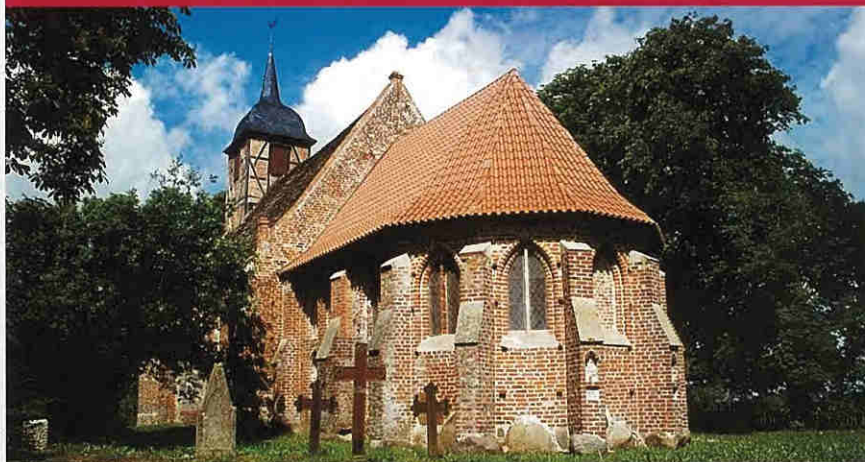
Drewitz



Losow

Hans-R. Dorenborg Dorfkirchen in Not

Verein rettet Dorfkirchen in Mecklenburg und in Vorpommern



Dorfkirche in Landow von Südosten. Foto: H.-R. Dorenborg

Einladend geöffnete Kirchenportale – wer wünscht sich das nicht? Ob Einheimischer, zufälliger Besucher oder zielbewusster Tourist: Hinter diesen Türen kann jeder dem Alltagstrubel entfliehen oder sehen, wie frühere Generationen ihrem Welt- und Gottesverständnis künstlerischen Ausdruck verliehen haben. Immer mehr Gemeinden öffnen ihre Kirchen nicht nur am Sonntag, wie die erfolgreiche Initiative »Offene Kirchen« in Brandenburg belegt. Doch allzu oft bleibt der Zugang zur Kirche wegen Bau-fälligkeit verwehrt; weiträumige Absper-rungen müssen vor herabfallenden Bau-teilen schützen – oder ein Gerüst deutet zwar auf eine begonnene Sanierung. Doch alle Arbeit ruht, weil Geld für den nächsten Bauabschnitt fehlt.

Vor dem Offenhalten der Kirchen steht die Sicherung der Bausubstanz; denn noch viele Kirchen sind gefährdet, in Teilen vom Einsturz bedroht. Um hier mit einem eigenen Beitrag zu helfen, haben 1995 Bürger aus Ost und West den Verein DORFKIRCHEN IN NOT in Mecklen-burg und Vorpommern gegründet. Anders als lokale Vereine zur Instandset-zung »ihres« Gotteshauses will DORF-KIRCHEN IN NOT private Hilfe für mög-lichst viele Dorfkirchen eines Bundes-landes organisieren. Hilfsbereitschaft setzt Information voraus. Noch sind Schönheit und Vielfalt dieser rund 1000 zumeist mittelalterlichen Dorfkirchen Mecklenburg-Vorpommerns wenig be-kannt. Daher steht am Anfang die Auf-gabe, Kenntnisse über diese Gebäude,

über ihre Geschichte und Bedeutung ebenso wie über ihren Zustand zu ver-breiten. Außer persönlichen Kontakten, Vorträgen und Veröffentlichungen be-währten sich vor allem zwei Medien: eine Fotodokumentation als Wanderaus-stellung, die Bedürftigkeit und Sanie-rungserfolge unserer Dorfkirchen an-schaulich macht und zwei Filme »Mecklenburg – Dorfkirchen in Not« im Bayerischen und im Norddeutschen Fernsehen. Die positive Resonanz zeigte: der Verein war auf dem richtigen Weg. Neben Werbung und Vermittlung zwi-schen hilfsbedürftigen Kirchen und hilfswilligen Sponsoren, kümmert er sich um den bedarfsgerechten Einsatz der Mittel, vorrangig für die Sicherung der »äußeren Hülle«.

Seit seiner Gründung konnte der Ver-ein bei 45 Dorfkirchen Spenden in Höhe von rund 700 000 Euro auszahlen oder durch Patenschaften vermitteln. Gut 300 000 Euro stehen für laufende Baumaß-nahmen zur Verfügung. Ausgelöst durch diese Spenden wurde jedoch ein Vielfa-ches des Betrages in den Erhalt der Kir-chen investiert. So kommt oft eine öf-fentliche Förderung nur zustande, weil Spenden den notwendigen Eigenmittel-anteil der Kirchengemeinde ersetzen. Außerdem berät der Verein Gemeinden, wie Mittel zu beschaffen sind. Die an-fangs bevorzugten »Anschubfinanzie-rungen«, durch die auf Initiative von DORFKIRCHEN IN NOT weiterer Verfall verhindert und neue Finanzierungsquel-len erschlossen wurden, weichen heute

längerfristigen Planungen, so dass die Spenden in die Finanzierungspläne der Gemeinden und Kirchenkreise eingebun-den werden können. Daneben steht die »Spontanhilfe«, zum Beispiel, wenn durch unerwartet hohe Schäden zusätz-liche Kosten entstehen. Bewährt hat sich die Zusammenarbeit mit der Deut-schen Stiftung Denkmalschutz, die an-gebotene Spenden unter bestimmten Voraussetzungen um eigene Beihilfen ergänzt. Unerlässliche Partner bei der Vergabe von Fördergeldern sind die Bau-dienststellen der Evangelischen Landes-kirchen und das Landesamt für Denk-malpflege in Schwerin. Mit vielen örtlichen Fördervereinen besteht laufen-der Kontakt.

Alle diese Erfolge verdankt DORFKIR-CHEN IN NOT seinen Mitgliedern und Spendern, die nicht selten große Teile ihrer Ersparnisse für den Erhalt von Kir-chen einsetzen. Auch bereits aufgegebene Kirchen wurden so »wieder belebt«. Ein Mitteilungsblatt unterrichtet über den Stand von Projekten und die Ver-wendung der Spenden. Das durch ehren-amtliches Engagement Erreichte macht Mut, die Arbeit fortzusetzen.

Weitere Informationen:

Dorfkirchen in Not e. V.
p.A. Hans-R. Dorenborg
Isestraße 23; 20 144 Hamburg
Fax : 0 40/42 10 75 28



Eine Sonderbriefmarke zeigt die Dorfkirche im ostmecklenburgischen Canzow. Ihre Rettung wurde mit einer Anschubfinanzierung durch »Dorfkirchen in Not« eingeleitet

Werner Gahrig

Neue Heimat auf märkischem Sand

Bergholz in der Uckermark – ein Beispiel preußischer Toleranz gegenüber französischen Glaubensflüchtlingen vor drei Jahrhunderten

Dr. Werner Gahrig ist Historiker und ehem. Direktor des Berliner Stadtarchivs. Verfasser u. a. der Bücher: »Unterwegs zu den Hugenotten in Berlin« und »Unterwegs zu den Hugenotten im Land Brandenburg«

Korrekt ist die Schreibweise des Ortsnamens von Bergholz eigentlich nicht. Als Karl Manoury in seiner 1961 erschienen »Geschichte der französisch-reformierten Provinzgemeinden« auch auf die Gemeinde in jenem uckermärkischen Dorf nordöstlich von Prenzlau einging, merkte er jedenfalls an: »Es gab dort keinen Berg mit Holz, sondern es müßte Berkholz geschrieben werden, also Birkholz, wie Buchholz, Eichholz u. a.« Um 1250 erstmals urkundlich erwähnt, entwickelte sich Bergholz bereits im Mittelalter zu einem der größten Dörfer nicht nur des Löcknitzgebietes, sondern der ganzen Uckermark. »Am 3.8. 1484«, berichtet Manoury weiter, »erklärte Ritter Werner von der Schulenburg, dass er zugleich mit »Slot Lockenitz« auch »dat dorp Berckholt mit aller gerechtigkeit, mit dem kerklehen« (Kirchenlehen = Patronat) vom Kurfürsten Albrecht Achilles erhalten habe. Im Erbregister von 1591 werden das Dorf und seine 23 Bauerngüter beschrieben ... Um 1680 wurde Löcknitz mit allen seinen Dörfern kurfürstlich.« Wie viele andere märkische Ortschaften verwüstete und entvölkerte der Dreißigjährigen Krieg auch das geschichtsträchtige Dorf

Bergholz. Doch was in der Folgezeit in Bergholz geschah, kann als typisches Beispiel für jene erfolgreiche Peuplierungspolitik ausgangs des 17. Jahrhunderts dienen, mit der Kurfürst Friedrich Wilhelm so rasch als möglich einen wirtschaftlichen Aufstieg des Landes zu erreichen suchte.

Am 29. Oktober 1685 erließ jener Hohenzollernherrscher nämlich das »Chur-Brandenburgische EDICT, Betreffend Diejenige Rechte/Privilegia und andere Wolthaten/ welche Se. Churf. Durchl. zu Brandenburg denen Evangelisch-Reformirten Frantzösischer Nation so sich in Ihrem Landen niederlassen werden daselbst zu verstaten gnädigst entschlossen seyn«. Den Hugenotten, die wegen ihres calvinistischen Glaubens in Frankreich härtesten Verfolgungen durch den katholischen König und seinen Staatsapparat ausgesetzt waren, wurde damit eine neue Heimat in Brandenburg geboten. Hier ließen sich etwa 20 000 französische Glaubensflüchtlinge nieder. Bald schon bezeichnete man ihre Ansiedlungen als französische Kolonien. Sie entstanden bereits vor dem Potsdamer »Einwanderungsedikt« in Berlin (1662), Altlandsberg (1670) und

Neustadt an der Dosse (1673), später in Angermünde, Bernau, Brandenburg/Havel, Cottbus, Frankfurt/Oder, Müncheberg, Oranienburg, Potsdam, Prenzlau, Rheinsberg, Schwedt, Strasburg (Um.) und Vierraden. Auch in einigen Dörfern bildeten sich bedeutende französische Agrarkolonien, so in den damaligen Ämtern Löcknitz (Kolonien in Bergholz bei Brüssow und Battin), Gramzow und Chorin mit Parstein, sowie Groß- und Klein Ziethen.

Zum Hauptansiedlungsort von Réfugiés (= Flüchtlinge) in der Mark Brandenburg wurde die Uckermark, in deren Hauptstadt Prenzlau sich die zahlenmäßig größte französische Gemeinde formierte. Nach der Kolonieliste von 1699 lebten im uckermärkischen Amt Löcknitz 507 Réfugiés, im Amt Gramzow 314 und im Amt Chorin 303. Allein in der Uckermark ließen sich bis zum 18. Jahrhundert französische Glaubensflüchtlinge in 42 Orten nieder. In der gesamten Mark Brandenburg waren es über 60 Städte und Ortschaften.

Große Leistungen haben die hugenottischen Glaubensflüchtlinge und ihre Nachkommen beim Wiederaufbau jener Ortschaften erbracht, die durch den Dreißigjährigen Krieg und verheerende Pestepidemien verödet waren. Zahlreiche Dörfer der Mark Brandenburg verdanken ihre Wiedergeburt der Zuwanderung von Réfugiés, ihrem Fleiß und Einsatz bei der Rekultivierung ganzer Landstriche. In vielen Ackerbürgerstädtchen der Mark erweckten sie ganze Stadtteile zu neuem Leben. Die Französisch-reformierten Gemeinden errichteten Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen. Die hugenottischen Einwanderer gründeten Handwerks- und Manufakturbetriebe, Mühlen und Kupferhämmer, Zuckerfabriken und Ziegeleien, eröffneten Geschäfte und Restaurationen. Réfugiés förderten den Anbau von Obst und Gemüse und brachten mit den grünen Bohnen, Porree, Chicoree und Spargel Produkte ins Land, die der einheimi-

Mit uns finden Sie Gehör.

- Raumakustische Beratung und Begutachtung
- Planung von Beschallungsanlagen
- Sanierung von Altanlagen
- Projektmanagement

Wir beraten Sie in allen Fragen der Akustik und Lautsprechertechnik.

Rahe • Kraft

Büro für technische Kreativität

Peter Rahe, Jakob Kraft GbR • Planungsbüro für Elektro- und Raumakustik

Möckernstr. 26
10963 Berlin

Tel.: 030-263 93 69-0
Fax: 030-263 93 69-20

mail@rahe-kraft.de
www.rahe-kraft.de



Die ehemalige französisch-reformierte Kirche in Schwedt/Oder, erbaut 1777–79



Altartisch der reformierten Gemeinde in der Dorfkirche Storbeck (Ruppin)

schen Bevölkerung bis dahin unbekannt waren. So konnte der Hugenottennachkomme Theodor Fontane im Jahre 1862 zu Recht resümieren: »Ein geistiges Leben war erwacht, Brandenburg war der Schauplatz kirchlicher Kämpfe und doch zugleich der Schauplatz kirchlicher Duldung geworden. Französische Réfugiés hatten eine Zufluchtsstätte gefunden, und ihre Sitte, ihr Kunstfleiß begannen der alten Mark plötzlich ein neues Ansehen, ein helleres Licht zu geben, als habe das dunkle alte Tannenland über Nacht sein Kleid gewechselt.«

Wie auch anderenorts im märkischen Land üblich, dominiert die Bergholzer Kirche das Ortsbild. Auf den ersten Blick verrät sie nichts von ihrer »hugenottischen Geschichte«. Doch gerade dieses Gotteshaus ist seit mehr als drei Jahrhunderten aufs Engste mit der Ansiedlung der französischen Glaubensflüchtlinge verbunden.

Der erste Band der »Actes du Consistoire Francois a Bergholz« aus dem Jahre 1687 beginnt nämlich mit folgender Eintragung: »1. Artikel. Seine Kurfürstliche Hoheit Friedrich Wilhelm hat im Monat April dieses Jahres Patente für Herrn Henri le France, Pastor, expedieren lassen, um die Funktionen des heiligen Amtes an diesem Ort auszuüben.« Die Französisch-reformierte Gemeinde zu Bergholz wurde also im April 1687 gegründet und begeht in diesem Jahr ihr 315jähriges Jubiläum.

Seinerzeit kamen der siebenundzwanzigjährige Philippe Gombert und an seiner Seite der nicht viel ältere Pastor Henri le France von Berlin her über Eberswalde, Angermünde, Prenzlau, Baumgarten und Brüssow nach Bergholz. Sie führten einen Zug französischer Glaubensflüchtlinge an, dem insgesamt 268 Personen angehörten. Zuvor waren sie aus Frankreich in die Pfalz eingewandert, wo sie jedoch keine dauerhafte Bleibe fanden. Pfarrer Cordier schreibt über diese Réfugiés: »Die Einwanderer waren bei weitem keine armen Leute. Viele hatten Fuhrwerke, und mancher trug einen Beutel mit blanken Reichthalern oder Dukaten. Mitten im Zuge saß auf einem Planwagen der älteste Einwanderer, Pierre Laurans, 87 Jahre alt, der Stammvater der Familien Laurent und Lorenz ... Und nun der Empfang in Bergholz. Sicher wird der Bürgermeister des Ortes, Kaspar Suckow, versucht haben, sich mit Philippe Gombert oder dem Pastor zu verständigen. Manches Wort Deutsch werden die Flüchtlinge ja in den 20 Jahren gelernt haben; aber dann war das eben Pfälzer-Deutsch, und hier sprach man uckermärkisches Platt! Ganz einfach wird es nicht gewesen sein, aber irgendwie mußte es gehen.« In den folgenden Tagen wies der Amtmann von Löcknitz den »Frantzhohsen«, wie man sie damals schrieb, freie Stellen in »seinen« Ortschaften zu. Bergholz nahm die meisten

Flüchtlinge auf. Es waren 37 Familien mit insgesamt 122 Personen. Die meisten von ihnen – 21 Familien – waren Bauern. Zur damaligen Zeit machten die Franzosen drei Viertel der Bergholzer Bevölkerung aus! Andere der 1687 Eingewanderten begaben sich nach Rossow, Grimme, Zerrenthin, Fahrenwalde und Plöwen. Den ersten Einwanderern folgten in den kommenden Jahren weitere Heimatsuchende. 1700 lebten in Bergholz 95, in Rossow 102, in Grimme 48 und in Plöwen 29 Réfugiés. In Zerrenthin wurden 1699 34, in Fahrenwalde 91 Hugenotten gezählt.

All jenen Réfugiés diente nun die Dorfkirche Bergholz als »zentrale Predigtstätte«.

Wenngleich es auch »gottesdienstliche Veranstaltungen« in Rossow, Fahrenwalde oder Plöwen gab, versammelte sich die ganze Kolonie sonntags in dieser Kirche. Anfangs kamen auch die französischen Einwanderer aus Battin, Bagemühl, Woddow, Wallmow und Grünz zum Vormittagsgottesdienst nach Bergholz, ließen in dieser Kirche ihre Kinder taufen und ihre Trauungen vollziehen. Das änderte sich erst, als die Französisch-reformierte Gemeinde zu Battin 1692 einen eigenen Pastor erhielt.

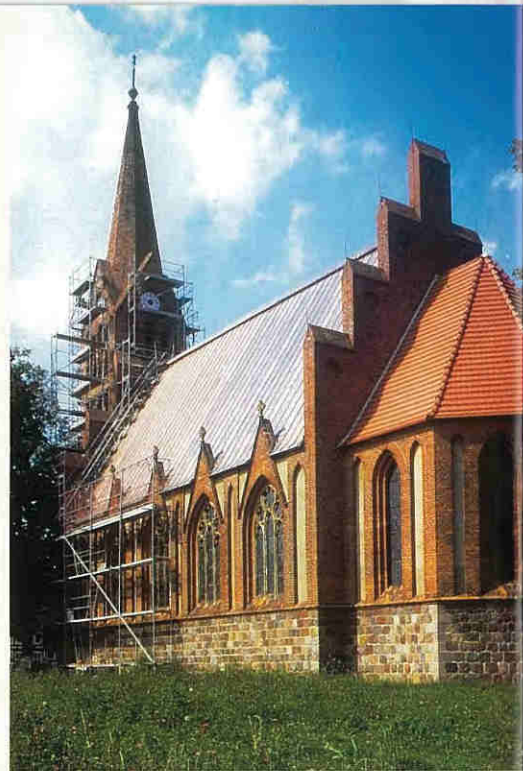
Von Anfang an verständigten sich die Französisch-Reformierten mit den Lutheranern über die Nutzung der Bergholzer Dorfkirche – das Gotteshaus wurde zu einer so genannten Simultankir-

che. Sonntags um 10 Uhr begann stets der Gottesdienst für die Französisch-reformierte Gemeinde. Zwar vollzog sich dies alles nicht immer reibungslos; aber verglichen mit den schriftlich überlieferten Protokollen anderer Französisch-reformierten Gemeinden gab es in Bergholz offensichtlich ein recht gutes gegenseitiges Verständnis.

Noch aus einem anderen Grunde ist die Dorfkirche Bergholz interessant. Wahrscheinlich wirkten an keiner anderen Gottesdienststätte einer Französisch-reformierten Gemeinde in den ersten Jahren ihres Bestehens so viele Pastoren. Zwischen 1687 und 1698 übten dieses Amt in zeitlicher Nachfolge Henri le France, Durand, Paul Jordan, Charles Lugandi und Antoine Duriou aus. Dieser rasche Wechsel erklärt sich vermutlich durch den steigenden Bedarf an einerseits erfahrenen, andererseits gut ausgebildeten Pastoren in zahlreichen Ortschaften der Uckermark. Siedelte sich doch damals in dieser Landschaft eine größere Anzahl neu eintreffender Réfugiés an als anderswo in der Mark. Charles Lugandi beispielsweise hatte an der Theologischen Fakultät der Frankfurter Alma mater Viadrina studiert, war zunächst Pastor in Battin, Bergholz (1696/97) und Brandenburg/Havel, ehe er von

1701 bis 1704 der erste Pfarrer der Französisch-reformierten Gemeinde in Potzlow wurde.

Nach der Steinschen Städtereform begann sich das kirchliche Leben der Bergholzer Französisch-reformierten Gemeinde entscheidend zu wandeln. Nun setzte sich in ihren Gottesdiensten mehr und mehr die deutsche Sprache durch. Wurde im Jahre 1822 nur noch jeder zweite Gottesdienst in Französisch gehalten, so wurde schon acht Jahre später nur noch deutsch gepredigt und gesungen. Mit den Jahren zerfiel aber die alte Dorfkirche mehr und mehr. 1857 sprachen drei Kirchenälteste, Jacques Hurtienne, Abraham Rollin und Johann Milleville beim preußischen König in Berlin vor und baten um einen neuen Kirchbau. Und diese Bitte hatte auch Erfolg. Die Französisch-reformierte Gemeinde hielt ihren letzten Gottesdienst in den alten Mauern am 26. Mai 1861, danach riss man noch im selben Jahr die Kirche ab und begann mit deren Neuaufbau. Die Feldsteine der alten Dorfkirche fanden im Fundament und dem etwa zwei Meter hohen Unterbau Verwendung. Darüber erhob sich ein turmgekrönter neugotischer Bau aus roten Ziegelsteinen nach Plänen von Friedrich August Stüler. Aus der alten Dorfkirche übernahm man den Altar, die Kanzel,



Dorfkirche von Bergholz, September 2000 |

den Taufstein und einen Teil des alten Fußbodens aus wabenförmigen roten Ziegelsteinen. In den Turmknauf wurde eine vom Pfarrer der Französisch-reformierten Gemeinde Dr. Matthieu verfasste Gedenkschrift gelegt. Am 25. Sep-

Rechnen Sie mit Kultur.



Schloß Charlottenburg: Götterfiguren

Lebendig erzählt und gründlich recherchiert von Hochkultur bis Underground – die Berliner Zeitung mit einem der angesehensten Feuilletons in Deutschland. Dazu jeden Donnerstag das komplette Wochenprogramm im Kulturkalender mit Infos und Tipps für Bühne, Kino und Szene.

Berliner Zeitung

www.berliner-zeitung.de nur bei BerlinOnline

Testen Sie die Berliner Zeitung. Von Feuilleton bis Kulturkalender. 4 Wochen für nur 8,95 €: 030/24 00 28.

tember 1864 fand die Einweihung der neuen Kirche statt, in der bis heute die Französisch-reformierte Gemeinde ihre Gottesdienste hält.

Der erste Täufling in diesem Gotteshaus war der spätere Bauer und Gemeindevorsteher Albert Gombert – keinesfalls der erste Hugenottennachkomme, der in Bergholz Ratsgeschäfte versah. Denn schon zuvor stellten Réfugiés »traditionell« den Bürgermeister von Bergholz, wie zum Beispiel um 1790 Milleville.

Als 25. Pfarrer der Französisch-reformierten Gemeinde trat 1952 Karl Manoury, dem wir die mehrfach zitierte »Geschichte der Französisch-reformierten Provinzgemeinden« verdanken, sein Amt in Bergholz an.

Über eine »Pastorendynastie« aus dem uckermärkischen Dorf gilt es allerdings unbedingt noch zu berichten. Am 20. Juni 1868 wurde Albert Hurtienne in Bergholz geboren. Die Hurtiennes und Sys gehören zu den französischen Erstansiedlern in diesem Ort. Die Vorfahren von Albert Hurtienne kamen 1679 aus Guines bei Calais ins Brandenburgische. 1898 wurde er Pfarrer der Französisch-reformierten Gemeinde in Strasburg. Ab 1910 wirkte Albert Hurtienne in Französisch Buchholz, einem heutigen Ortsteil des Berliner Bezirkes Pankow, wo er gleichzeitig auch die Pfarrstelle für Bernau übernahm. Er verstarb am 5. September 1935. Sein ältester Sohn Johannes – am 3. Oktober 1899 in Strasburg geboren – wurde 1928 Pfarrer der Französisch-reformierten Gemeinde und war ihr letzter in dieser Stadt wohnender Prediger. Er verstarb im Jahre 1974. Sein Sohn Hans-Friedrich Hurtienne wiederum ist seit Jahrzehnten Pfarrer der



Ehemaliges Schulhaus der franz.-reformierten Gemeinde

Französisch-reformierten Gemeinde in Schwedt/Oder. Er setzt damit eine Familientradition fort, die vor über drei Jahrhunderten im brandenburgischen Bergholz begann.

Wer heute nach Bergholz kommt und Näheres über die dortige Französisch-reformierte Gemeinde erfahren möchte, spürt rasch, wie aktiv hier Hugenottennachkommen als Kirchenälteste tätig sind. So hat der Presbyter Gerhard Strate über einhundert Gemeindeglieder in Bergholz, Fahrwalde, Grimme, Löcknitz, Menkin, Plöwen, Polzow, Rossow und Zerrenthin zu betreuen.

Außer der Dorfkirche zeugen in Bergholz noch andere Bauten von der hugenottischen Geschichte des Ortes. Vor allem ist dabei das ehemalige Schulhaus der Französisch-reformierten Gemeinde zu nennen.

Bergholz besaß schon bald nach der Erstansiedlung der Hugenotten eine von ihnen unterhaltene Schule, was im damaligen Land Brandenburg alles andere als selbstverständlich war. Als sich

nach 1800 die französischen Gemeinden hier wie anderenorts in Brandenburg auch sprachlich immer mehr dem deutschen Umfeld assimilierten, führten viele Pastoren einen heftigen Kampf um die Erhaltung der Sprache ihrer Vorfahren. Denn die preußische Behörde argumentierte, die französischen Schulen hätten nur noch so wenige Kinder zu unterrichten, dass der Staat die Lehrer nicht mehr besolden wolle. Bis auf wenige Ausnahmen wurden die französischen Schulen dann in den Jahren 1820 bis 1822 mit den deutschen vereinigt. In der Uckermark blieben jedoch die französischen Schulen in Bergholz und in Rossow bestehen, auch wenn allmählich selbst hier im Unterricht die deutsche Sprache das Französische vollends verdrängte. Dabei bleibt es durchaus bemerkenswert, dass noch vor dem Neubau der Dorfkirche die neue französische Schule, direkt gegenüber dem Pfarrhaus, am 19. September 1859 ihrer Bestimmung übergeben wurde.

Beachtung verdient auch das Hugenottenhaus. Das Gebäude ist ein Ausdruck für die Sesshaftigkeit der französischen Einwanderer vor über drei Jahrhunderten. Aber nicht alle Hugenotten, die in die Uckermark kamen, fanden dort auch ihr Glück. Einige zogen weiter nach Dänemark und bildeten auf Jütland die Kolonie »Friedericia«. Manch einer von ihnen fand später wieder in die Uckermark zurück. Etliche andere wanderten sogar nach Amerika aus. In der »neuen Welt« gründeten sie in der Nähe der Niagarafälle eine eigene Kolonie, die sie Neu-Bergholz nannten.

So hinterlässt das uckermärkische Dorf Bergholz sozusagen Spuren jenseits des Ozeans dank jener Hugenotten, die der Ortsgeschichte seit ihrer Ansiedlung ein derart bedeutsames Kapitel hinzugefügt haben.



»Hugenottenhaus« in Bergholz



Ruine der Dorfkirche Rogäsen (Landkreis Potsdam-Mittelmark)

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. wurde im Mai 1990 als gemeinnütziger und ehrenamtlich tätiger Verein gegründet. Er hat sich zur Aufgabe gesetzt, Instandsetzung und Erhalt von Kirchenbauten zu unterstützen. Der Verein ist kirchlich unabhängig und denkmalpflegerisch orientiert. Das besondere Augenmerk des Förderkreises Alte Kirchen gilt den Dorfkirchen der Mark Brandenburg. Viele von ihnen sind durch schlechten Bauzustand gefährdet, andere werden wenig oder gar nicht genutzt. Der Förderkreis unterstützt Initiativen zur kulturellen Nutzung der Dorfkirchen. In

über hundert Orten Brandenburgs haben sich in den letzten Jahren Fördervereine für Dorfkirchen gegründet. Sie helfen den Kirchengemeinden und tragen selbst zur Erhaltung und Nutzung der Denkmale bei. Diese Fördervereine stellen eine wichtige Chance für die Gebäude dar. In ihnen können sich Christen und Nicht-Christen gleichberechtigt um das »Symbolbauwerk« ihres Gemeinwesens bemühen.

Der Förderkreis Alte Kirchen arbeitet mit lokalen Fördervereinen zusammen, ebenso auch mit Kirchengemeinden und mit kirchlichen und staatlichen Behörden. Er berät die In-

itiativen und betreibt Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit. Er sammelt Spenden, die er als Anschubfinanzierungen an die Gemeinden und Initiativen weiterreicht. In Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, unterstützt der Förderkreis Alte Kirchen bürgerschaftliches Engagement finanziell mit einem »Startkapital für Kirchen-Fördervereine«.

Gemeinsam mit weiteren Vereinen, Verbänden und Institutionen in Deutschland setzt sich der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg für eine Senkung der Mehrwertsteuer für Arbeiten an historisch wertvollen Bauten, denkmalgeschützten Gebäuden, Gärten, Parks und Kulturlandschaften auf den ermäßigten Satz von 7 % ein.

Den Vereinsmitgliedern werden Exkursionen, Vorträge und regelmäßige Information durch das Mitteilungsblatt »Alte Kirchen« angeboten. Wenn Sie Interesse an einer Mitarbeit im Verein haben oder uns vielleicht Anregungen oder Vorschläge mitteilen möchten, freuen wir uns sehr über Ihre Hinweise.

Geschäftsstelle:

Kastanienallee 69, 10119 Berlin
Telefon und Fax (0 30) 4 49 30 51
E-Mail Alte.Kirchen@t-online.de
www.altekirchen.de

Spendenkonten:

Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg
Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00
bei der Berliner Volksbank

oder

Kto.-Nr. 79 58 10
BLZ 100 602 37
bei der Evangelischen Darlehens-
genossenschaft